

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Benito Schneider
Maria und die Wiedervereinigung
im Glauben

P. Joseph Kentenich
Hinführung zum Beten

E. Monnerjahn
Franziskus und Portiunkula

Heinrich Dinrod
Die Fokolar-Bewegung

N. und R. Martin
Votum auf der Bischofssynode 1980

Buchbesprechungen

Inhalt:

Benito Schneider Maria und die Wiedervereinigung im Glauben	145
Pater Joseph Kentenich Hinführung zum Beten	147
Engelb. Monnerjahn Der hl. Franz von Assisi und Portiunkula	151
Heinrich Dinrod Moderne Bewegungen in der Kirche (II): Die Fokolar-Bewegung	164
Norbert und Renate Martin Votum vor der Vollversammlung der Römischen Bischofssynode am 6. Oktober 1980	176
Buchbesprechungen	186

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: Trierer Str. 400, 5400 Koblenz-Metternich

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 19,50 + DM 0,95 Porto, Ausland DM 19,50 zzgl. DM 2,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,50.

Maria und die Wiedervereinigung im Glauben

Zum Feste Maria Himmelfahrt 1982 erschien in der Kirchenzeitung für das Bistum Aachen ein Beitrag von Bischof Dr. Paul-Werner Scheele unter der Überschrift: „Maria – Mutter in Israel“. Der Untertitel lautete: „Ökumenische Impulse aus dem alten Gottesvolk“. Bischof Scheele ist bekanntlich der Referent für ökumenische Fragen in der Deutschen Bischofskonferenz. Es lohnt sich, einige Gedanken aus dem Artikel zu überdenken.

„Weder katholischer- noch evangelischerseits hat man hinreichend bedacht,“ schreibt der Bischof, „was in der Bibel über Mariens Stellung im alten Gottesvolk bezeugt wird.“ Sein Anliegen ist, vom Alten Bund her in Maria eine gemeinsame Basis zu gewinnen für die Bemühungen um die Wiedervereinigung im Glauben. Er zitiert das Magnificat, in dem Maria sich hineingestellt sieht in die lange Reihe der Ahnen von Abraham her. Was an ihr geschehen ist, macht sie zum Lobpreis „von Geschlecht zu Geschlecht“ (Lk 1, 50), weil Gott lebendig tätig ist in seinem Volk. Die Begnadung Mariens wird als Element einer langen historischen Lebensbewegung gesehen, „in die Gott sein gesamtes Volk hineingerufen hat“, wie Bischof Scheele sagt. So versteht es Maria, wenn sie betet: „Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unseren Vätern verheißt hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig“ (Lk 1, 54f.).

Gerade der heutige Mensch erlebt sich mehr und mehr als ein Glied einer langen Kette und „Teil eines langen, durchaus noch nicht abgeschlossenen geschichtlichen Prozesses“. Das ist gut gesagt von Bischof Scheele. Mariens Blick geht zurück bis auf Abraham, den Vater des Glaubens und der Verheißungen, die nun in ihr in Erfüllung gehen, weil der Segen, der ihm einst versprochen wurde, in ihr seinen unüberbietbaren Höhepunkt erreicht hat. Und dieser Höhepunkt steht im Zeichen der „unableitbaren Entscheidung des Einzelnen und der umfassenden Solidarität aller“.

„Daß Jesus als der eine Sohn und Erbe Abrahams geboren wird, ist für immer verknüpft mit der Glaubensentscheidung Mariens, in der sie sich als wahre Tochter Abrahams bewährt.“ Und der Bischof fügt an: „Den Glaubensanruf an ihr Volk in einzigartiger Weise aufnehmend und beantwortend, wird Maria so zur ‚Mutter der Glaubenden‘, wie Abraham ihr Vater ist.“ All dieses steht im Zeichen des Bundes. „Gott will mehr als eine flüchtige Begegnung, er will bleibende Gemeinschaft stiften ... Übersehen wir nicht, daß die Entscheidungen für Gott, von denen die Bibel berichtet, nie nur punktuelle Ereignisse sind. In einem Augenblick getätigt, müssen sie in einem ganzen Leben Tatwirklichkeit werden.“ Bischof Scheele zitiert Paul Claudel, der von Maria sagt: „Sie will ganz und gar Magd und Dienst sein“ (In: „Ich liebe das Wort“). Und er fügt an: „Auf solche Weise ist sie in der Geschichtswende Israels, was ihr Volk immer sein sollte:

der Königsbereich Gottes schlechthin, die Existenz, die ganz im Dienst der Gotesherrschaft steht.“ „So wird sie zum besonderen Ort der Gegenwart des Herrn. Was Israel im Tempel, in der Bundeslade und im gesamten Kult erstrebt hat, gelangt im Leben Mariens zu einer einzigartigen Aufgipfelung. Israels und Mariens Leben kommen miteinander ins Ziel, empfangen miteinander den Emmanuel.“ Der Bischof legt dann überzeugend dar, wie das 12. Kapitel der Geheimen Offenbarung in der „Frau“ Israel meint: „Israel, die unmittelbar vor ihrer Niederkunft stehende Frau, wird zu Maria, der Mutter des Messias“ (vgl. Max Thurian: *Maria, Mainz und Kassel* 1967, S. 216).

Hier tritt also die Begründung der ökumenischen Bedeutung Mariens und der Marienverehrung aus dem Alten Testament zutage. Wer den Beitrag von Bischof Scheele im Original liest, wird das noch besser sehen. Aber solange diese Begründung weder auf katholischer noch auf evangelischer Seite im Leben nachvollzogen wird, solange sie nicht zur Anwendung kommt und aus ihr nicht die Folgerungen gezogen werden, werden viele Geister weiterhin in Maria und Marienverehrung ein Hindernis für die Wiedervereinigung im Glauben sehen. Diese Tragik liegt nicht nur bei den evangelischen Gläubigen vor, sondern ebenso auf katholischer Seite.

Unser Liebesbündnis mit Maria in Schönstatt ist also durchaus ein Weg zu echter Annäherung der gespaltenen Christenheit. Wer allerdings Maria und Marienverehrung nur oder einseitig als Gegenstand kritischer wissenschaftlicher Betrachtung sieht, vergißt, daß sie erst dann ins Leben eingreift, wenn man sie als Person betrachtet, die Seelen zu formen, zu wandeln und den magdlichen Menschen zu gestalten vermag. Davon sind wir aber besonders in Deutschland noch weit entfernt – wiederum: nicht nur auf evangelischer, sondern auch auf katholischer Seite. Viele deutsche Theologen beider Konfessionen wollen nicht wahrhaben, daß sie einer bibelfernen Intellektualisierung huldigen und mit dem Tarnwort von der „Wissenschaftlichkeit“ immer wieder die eigene Selbsttäuschung zu rechtfertigen suchen. Wenn Marienverehrung nicht auch Marienliebe wird, bleiben die Geister verschlossen für echt magdliche Grundhaltung im Glaubensleben. Man muß Bischof Scheele dankbar sein, daß er nahe an dieses Grundproblem herangeführt hat.

B. Schneider

Hinführung zum Beten

Von Pater Joseph Kentenich

Was ist das Gebet? Als erste Definition hören wir die üblichste, volktümlichste Antwort: Das Gebet ist ein persönliches Sprechen mit dem lieben Gott. Wir kennen diese Antwort, die wir schon im Katechismus gelernt haben. Unser Gebet soll also ein persönliches Sprechen sein mit dem lieben Gott, nicht ein Dahersagen irgendwelcher Worte ohne innere Anteilnahme.

*

Unser persönliches Sprechen muß ein Sprechen mit Gott sein, ein Dialog. Also kein Monolog, kein Sprechen ins unpersönliche Dunkel oder in einen luftleeren Raum. Das setzt voraus, daß wir an Gott glauben, an seine Existenz, seine Güte und Macht. Wir müssen uns in die Gegenwart Gottes versetzen und ihn persönlich ansprechen, von Du zu Du. Kardinal Faulhaber sagt: „Beten ist ein Hinschreiten zu Gott.“ Das kann das Hintrippeln eines scheuen Kindes sein oder es kann das Hinschwanken der Sünden- und Sorgenbeladenen sein. Es soll aber auf jeden Fall „ein Hinfliegen zum ewigen Gott auf den Flügeln der vollkommenen Liebe“ sein (Faulhaber). Ein Betender ist, um es in einem Bilde auszudrücken, wie ein Bergsteiger, der emporsteigt bis zum Herzen Gottes, oder wie ein einfältiges Kind, das hineilt zum Vatergott, zu dem es Du sagt.

*

Für unser praktisches Leben müssen wir uns merken, daß das persönliche Sprechen mit Gott neben dem persönlichen Mitsprechen des Herzens vor allem das Nachbeten des Lebens und Liebens verlangt. Prägen wir uns diese Dreieinheit des wahren Betens recht tief ein: „Der Mund spricht vor, das Herz spricht mit und das Leben spricht nach.“ Alle drei Funktionen müssen zusammenkommen und einen harmonischen Dreiklang ergeben.

*

Das verstehen wir noch besser, wenn wir uns eine weitere Definition des Gebetes aus dem Katechismus erklären lassen. Sie lautet: Das Gebet ist die Erhebung des Gemütes zu Gott. Was soll uns das sagen: Erhebung des Gemütes? Es geht nicht allein um das Wissen, um den Kopf allein. Es geht auch ums Gemüt, ums Herz. Es ist zwar wahr, daß ein gewisses Maß des Wissens am Anfang da sein

muß; aber es ist auch wahr, daß der Grad des Wissens nicht immer den Grad des Lebens, Liebens und Betens bestimmt. Die Erfahrung beweist, daß ein kleines Wissen oft ein urgewaltiges Leben erzeugen kann. Vergleichen wir das Wissen einer einfachen Frau mit dem eines Gelehrten, etwa eines Theologieprofessors – ein gewaltiger Unterschied. Wie oft ist eine solche einfache Frau in der Meisterschaft des Gebetes, des Liebens und Lebens dem Theologieprofessor überlegen!

*

Beten ist ein persönliches Sprechen mit Gott, ist die Erhebung unseres Gemütes zu Gott: Es ist ein Herzensdialog zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Vater und Kind, ist Herzensaustausch, Herzensvereinigung zwischen uns und dem lieben Gott. Gott ist der Partner, der Adressat unseres Gebetes.

Das wissen wir: Unser Gebet richtet sich an Gott. Auch wenn wir die Gottesmutter oder die Heiligen und Armen Seelen in unserem Gebete anrufen, so ist doch letztlich der ewige, unendliche Gott der Adressat, an den sich unser Gebet richtet. Es schickt sich, daß wir nicht alleine und unmittelbar vor den unendlichen Gott hintreten, sondern daß wir uns in die Gesellschaft der lieben Gottesmutter und der Engel und Heiligen begeben.

*

Fragen wir uns einmal nach der Eigenart Gottes, um den wir im Gebet kreisen, nach dem rechten Gottesbild. Ist es ein weichlicher Gott, ein wankelmütiger, launischer Gott, unstedet und wandlungsfähig in seinen Plänen? Oder ist es ein Gott, unerschütterlich fest wie eine Säule? Ist er einem gehirnweichen Großväterchen zu vergleichen, dem man den Stuhl vor die Tür setzt, wenn er einem nicht zu Willen ist? Leider können wir das allzu oft feststellen, daß der ewige, unendliche Gott von uns Menschen so behandelt wird. Wir wollen ihn umstimmen, seine Pläne nach unserem Willen abändern, und wenn er uns nicht in unserem Sinne erhört, dann setzen wir ihm den Stuhl vor die Tür. Ist das nicht eine jämmerliche Gottesgestalt, die man sich da vorstellt? Das wahre Gottesbild ist total anders. Gott ist der absolut souveräne Herr und der absolut alles beherrschende Feldherr. Er steht nicht nur über unserem kleinen menschlichen Willen, er ist auch absoluter Herr über die Naturgesetze, die er jederzeit aufheben oder durchbrechen kann, wenn er will. Er ist der absolute Freiherr, der das Recht und die Macht hat, den einen so und den anderen anders zu behandeln. Grund dafür ist seine Freiheit, die er nicht nach Willkür, sondern nach seiner Weisheit und Liebe gebraucht, wann und wie er will. Der Glaube an die göttliche Vorsehung sagt uns, daß Gott einen ewigen, unerschütterlichen Plan entworfen hat, den er in der Weltgeschichte und in unserer kleinen Lebensgeschichte bis in alle Einzel-

heiten auch durchführt. Ob es Freude und Erfolg ist oder harte Schicksalsschläge sind: Es steht im Plane! Der Volksmund sagt dafür:

Gar nichts kommt von ungefähr,
von Gottes Güte kommt alles her.

Es ist also kein Willkürplan, sondern ein Liebesplan, ein Weisheitsplan und Allmachtsplan. Gott, der absolute Herr und Freiherr, steht dahinter, aber nicht wie ein Tyrann, Sklavenhalter oder Polizeichef, der uns nur ducken und strafen will, sondern als Gott der Güte und der Liebe, als der Vater seiner Kinder. Wenn ich mich seinem Liebes- und Weisheitsplan beuge, den er als der Allmächtige gegen alle Hindernisse durchsetzt, dann bedeutet das für mich die vollendetste Seligkeit. Das ist es ja, was wir im Gebete lernen wollen: das vorbehaltlose Jasagen zu den einzelnen Teilen dieses göttlichen Planes. Wir wollen alle Hindernisse von uns aus beseitigen, daß sich die absolute Herrschaft Gottes im Weltgeschehen und in meinem eigenen Leben ganz durchsetzen kann. Wenn wir beten, wenn wir vorsehungsgläubig beten und leben, dann erkennen wir die absolute Herrschaft und das dauernde Wirken Gottes im Großen wie im Kleinen. Unser Gottesbild ist nicht das der Deisten, die annehmen, daß Gott die Welt zwar erschaffen hat und sie auch im Dasein erhält, sich aber im übrigen vom Weltgeschehen im einzelnen zurückgezogen hat und die Welt ihrem Schicksal überläßt. Nein, wer wie der Vorsehungsgläubige das wahre Gottesbild vor Augen hat, der sieht Gott am Werke überall und zu jeder Zeit. „Die Zeit ist erfüllt, die Gottesherrschaft ist gekommen“ (Mk 1, 15); das heißt: der ewige Vater will durch seinen eingeborenen Sohn herrschen über die ganze Welt. Das ist ja der große Sinn der ganzen Weltgeschichte, das letzte Ziel des großen Gottesplanes: Die siegreiche Heimholung – oder, von uns aus gesehen, die siegreiche Heimkehr – der Auserwählten durch Christus und die Gottesmutter im Heiligen Geiste zum Vater.

*

Wie im gesamten christlichen Leben, so stehen sich auch im Gebete Gott und Mensch als Partner gegenüber. Beide sind wirksam. Und doch ist beider Tätigkeit ganz und gar verschieden. Wenn wir sie miteinander vergleichen und auf einen Nenner zurückführen wollen, müssen wir sagen: *Der Akteur, der Bildner* und *Former* unseres Lebens ist der ewige, lebendige Gott. Der Mensch ist weiter nichts als das werkzeugliche Instrument, das nur ein klein wenig mithelfen kann bei diesem Formen. Auf das Gebetsleben angewandt heißt das: Der Hauptfaktor beim Beten ist nicht der Mensch, sondern Gott, der allmächtige, allgütige, der allweise Gott, und der Nebenfaktor, das ist der Mensch, das bin ich. Oder anders ausgedrückt: Gott schenkt im christlichen Leben und im Gebet schlechthin die Formkraft. Und was schenken wir als Menschen ihm? Es ist nicht viel und doch bedeutungsvoll: Wir schenken ihm unsere Formwilligkeit und Formfähigkeit.

Zur Veranschaulichung erinnern wir uns an Beispiele und Vergleiche, die uns geläufig sind. Wir denken etwa an das Bild vom Steinmetz und dem ungeformten Felsblock. Soll daraus ein Meisterstück, ein Kunstwerk werden, dann muß der Bildhauer, die Formfähigkeit des Felsblocks vorausgesetzt, meißeln, hämmern und zuschlagen, um dem ungeformten Steinblock eine schöne Form zu geben und ein Kunstwerk daraus zu bilden. Darum: Bildhauer Gott, schlag zu, ich bin dein Stein!

Oder wir denken an so manche Gleichnisse, die der Heiland selbst erzählte, etwa an das Gleichnis vom Senfkörnlein oder vom Sauerteig. Immer ist es zuerst und wesentlich Gottes Tätigkeit, die hier in Betracht kommt. Wenn er nicht das Senfkörnlein in die Erde senkt oder den Sauerteig unter das Mehl mengt, dann geschieht nichts. Aber ein klein wenig – so hat Gott es eingerichtet – kommt es auch auf uns an, auf unser Mittun, auf unsere Formfähigkeit und -willigkeit.

*

Wie sieht unsere Tätigkeit aus? Was sollen wir schenken? Unsere Formfähigkeit, unsere Bildsamkeit. Wir müssen ja sagen. Wer soll ja sagen? Wer soll „Ita, Pater“ sagen, „Ita, Pater“ zu allem, was der große Künstler, der Formkünstler und Meister mit uns machen will? Ja sagen soll zunächst der Verstand. Er sagt ja zu den Geheimnissen und Fügungen Gottes. Und letztlich mein Herz. Es sagt ein aufrichtiges Ja zur Person des ewigen, lebendigen Gottes.

*

Das Gebet ist die größte Erziehungsmacht im Himmel und auf Erden. Wenn wir einmal in die Hl. Schrift schauen und alles zusammentragen, was dort geschrieben steht über Sinn und Zweck und Bedeutung des Gebetes und über das Spannungsverhältnis zwischen Gebet und Arbeit, auch zwischen Gebet und Erziehungsarbeit, dann fällt es uns nicht schwer, all das zusammenzuschließen und zusammenzugießen in die These: Gott will ein gewisses Verhältnis, eine gewisse Harmonie zwischen Arbeit und Gebet. Ist diese Harmonie zwischen Arbeit und Gebet gestört, dann gibt es eine große Katastrophe in der ganzen Welt, auch in der Erzieher- und Erziehungswelt.

So verstehen wir auch, weshalb der Heiland in seinem Leben soviel Gewicht gelegt hat auf das Beten. Wenn er große Aktionen vorhatte, die besonders hineingriffen in seine Heilstätigkeit, dann sehen wir ihn emporsteigen auf die Gipfel der Berge, um dort zu beten. Das Gebet ist eine große, eine einzigartige Erziehungsmacht hier auf Erden. Bei Gelegenheit sieht der Heiland die Hilflosigkeit der Welt um sich herum, ähnlich wie heute. Da drängt sich ihm das Wort auf die Lippen: „Die Ernte ist groß ... Bittet darum den Herrn der Ernte ...“ (Mt 9, 37).

Frömmigkeit besteht nicht im Denken und Fühlen, sondern in der totalen Hingabe an Gottes Wunsch und Willen, an Gottes Person. Wenn unser Beten sich auflöst in religiöses Denken, dann ist das kein Gebet mehr. Ich kann Tag für Tag eine ganze Menge religiöser Gedanken haben, und doch wird mein Inneres nicht umgeformt. Beten heißt lieben. Wenn meine Liebe zu Gott groß ist, drängt es mich innerlich zu einer Aussprache mit Gott.

Der hl. Franz von Assisi und Portiunkula

Die lokale Gebundenheit des hl. Franz an das Heiligtum von S. Maria degli Angeli

Von Engelbert Monnerjahn

Der hl. Franz von Assisi war „ein glühender Verehrer der Gottesmutter“, und zwar in einem Maße, „das über das Gewöhnliche weit hinausging“ (P. Kajetan Esser, Die Marienfrömmigkeit des hl. Franziskus von Assisi, in: Wissenschaft und Weisheit 17, 1954. S. 176f.). Wir haben in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift die Grundzüge seines Marienbildes nachzuzeichnen versucht. Dabei haben wir von seiner marianischen Haltung und seiner marianischen Gebundenheit gesprochen. Diese Gebundenheit, so sagten wir abschließend, bekommt ihre Originalität nicht zuletzt dadurch, daß Franz nicht nur an die Person der Gottesmutter, sondern auch an ihr Heiligtum in Portiunkula gebunden war. Seine Mariengebundenheit hat auch die Qualität einer „lokalen Gebundenheit“. Und diese lokale Gebundenheit war an seiner ganzen „glühenden“ Marienverehrung nicht ein Aspekt, den man übersehen dürfte – ganz im Gegenteil! Man hat eine wesentliche Komponente der Marienverehrung des hl. Franziskus nicht erfaßt, wenn man diese lokale Gebundenheit nicht wahrnimmt.

Deshalb wollen wir sie nachstehend eigens in den Blick nehmen. Dabei wird uns aufgehen, daß Franziskus sich und seine Gründung nicht aus natürlichen Motiven mit Portiunkula verband. Es war nicht die Schönheit des Ortes, die ihn anzog, nicht seine Abgeschiedenheit, nicht sein Alter. Portiunkula war für Franziskus Gnadenort, ihm und seiner Gründung zubestimmter Gnadenort; und es war Gnadenort als Heiligtum der allerseligsten Jungfrau.

Gehen wir, um dies zu erkennen, Schritt für Schritt voran.

Portiunkula vor dem hl. Franz

Die Muttergotteskapelle von Portiunkula war die dritte von den drei Kirchen, die der hl. Franz zu restaurieren unternahm, nachdem der Herr ihn vor dem Kreuze von San Damiano aufgefordert hatte: „Franz, mache dich daran, mein Haus wieder herzustellen, das in Trümmer fällt.“ Die Kapelle lag (und liegt) etwa zwei Kilometer in südwestlicher Richtung von Assisi in der Ebene des Tales von Spoleto. Zur Zeit des hl. Franz war sie von Wald umgeben. Die älteste Urkunde, die Portiunkula erwähnt, stammt aus dem Jahr 1045. In einem Dokument über den Verkauf eines Grundstücks wird „il cerretto a Porziuncula“, das Wäldchen in Portiunkula, genannt. Eine Legende, die allerdings erst im 17. Jahrhundert schriftlich fixiert wurde, führt die Anfänge von Portiunkula in das vierte christliche Jahrhundert zurück. Danach wurde die Kapelle von vier Pilgern errichtet, die aus Palästina zu den Apostelgräbern nach Rom gekommen waren, zunächst aber nicht nach Hause zurückkehrten, sondern sich auf Weisung des Papstes in Umbrien, eben im Wäldchen von Portiunkula, als Einsiedler niederließen. Ehe sie sich nach einer bestimmten Zeit wieder in ihre Heimat begaben, bargen sie unter dem Altar der Kapelle eine Reliquie vom Grabe der Gottesmutter, die sie aus dem Morgenlande mitgebracht hatten. In der folgenden Zeit ließen sich immer wieder Einsiedler in Portiunkula nieder. Die eigentlichen Wächter der Kapelle aber waren Engel, die dort erschienen und ihre Lobgesänge vernehmen ließen. Schließlich kam eines Tages der hl. Benedikt nach Portiunkula. Er verspürte sofort die Weihe des Ortes und schickte Mönche von Monte Cassino dorthin. Viele Jahre später gaben die Benediktiner die Niederlassung in Portiunkula auf und erbauten sich die Abtei auf dem Monte Subasio (P. Cuthbert, *Der hl. Franz von Assisi*, übers. von P. J. Widlöcher, Schwyz o. J., S. 45). Tatsächlich war Portiunkula mit seiner Kapelle zur Zeit des hl. Franziskus Eigentum der Benediktinerabtei auf dem Monte Subasio. Ausgrabungen, die zwischen 1966 und 1969 durchgeführt wurden, stützen die Vermutung, daß das Gelände nicht nur den Benediktinern gehörte, sondern früher von einer benediktinischen Gemeinschaft bewohnt gewesen war.

Franziskus wird nach Portiunkula geführt

Als der hl. Franziskus mit seiner Bekehrung das neue Leben in Christus begann, sah es zunächst nicht so aus, als ob Portiunkula für ihn und seine Gründung eine herausragende, ja einzigartige Bedeutung bekommen sollte. Das erste Gotteshaus, das für ihn wichtig wurde, war San Damiano. Dorthin zog der Jüngling sich auf der Suche nach dem Willen Gottes zu intensivem Gebet zurück. Hier flehte er vor dem Gekreuzigten: „Höchster, glorreicher Gott, erleuchte die Finsternis meines Herzens und schenke mir rechten Glauben, gefestigte Hoffnung

und vollendete Liebe.“ San Damiano war die erste Kapelle, an deren Wiederherstellung er mit seinen Händen arbeitete. Und nachdem er die Arbeiten an San Damiano beendet hatte, nahm er sich einer dem hl. Petrus geweihten Kapelle an, die man zuweilen (z. B. Johannes Jörgensen) mit der Kirche S. Pietro in Assisi, die damals noch vor der Stadt lag, identifizierte, heute aber mit S. Pietro della Spina bei Petrignano in Verbindung bringt. Die Muttergotteskapelle von Portiunkula kam bei den Kirchenreparaturen des hl. Franz erst an dritter Stelle. Es wird uns allerdings berichtet, daß Franz schon zu der Zeit, als er sich bei San Damiano aufhielt, auch bei Portiunkula und in der Nähe der dortigen Kapelle gesehen wurde. Unter Tränen und Seufzern sei er dort auf- und abgegangen. Einem Vorübergehenden, der ihn nach dem Grund seiner Traurigkeit fragte, erwiderte er: „Ich betraue das Leiden meines Herrn Jesus Christus, für den ich mich nicht schämen würde, laut wehklagend die ganze Welt zu durchziehen.“ Von dieser Antwort war der Frager so getroffen, daß auch er auf der Stelle anfing, Tränen zu vergießen, und zusammen mit Franziskus weinte (Dreigefährtenlegende 14).

Mit den Wiederherstellungsarbeiten an S. Maria degli Angeli begann Franziskus wohl im Jahre 1207, ein Jahr nachdem er die Worte Jesu in San Damiano vernommen hatte. Nach 1 Celano 21 schloß er die Arbeiten im dritten Jahr nach seiner Bekehrung ab, vermutlich also 1209. Das bedeutendste Ereignis, das sich hier für ihn zutrug, geschah am 24. Februar 1209 im Zusammenhang mit der hl. Messe am Feste des Apostels Matthias: Er bekam die entscheidende klare Wegweisung über seine Sendung. Franz ließ sich das Evangelium des Festes, die Aussendungsrede Jesu an die zwölf Apostel (Lukas 9 oder Matthäus 10) nach der Messe von dem Priester noch einmal vorlesen und erklären. Als er die Worte „Geht hin und verkündet: Das Himmelreich ist nahe“ und „Nehmt weder Gold noch Silber noch andere Münze in eurem Gürtel mit, keine Reisetasche, nicht zwei Röcke, keine Schuhe und keinen Stab“ sowie die Erklärung des Priesters vernommen hatte, da rief er voll Freude aus: „Das ist's, was ich will, das ist's, was ich suche, das verlange ich aus innerstem Herzen zu tun“ (1 Celano 22). Als sich ihm die ersten Gefährten anschlossen, führte er sie nach Portiunkula. „Dort machten sie sich eine kleine Behausung, in der sie sich zuweilen zusammen aufhielten“ (Dreigefährtenlegende 32).

Von Portiunkula zogen die Brüder zu ihrer ersten Missionspredigt in die Provinzen Mittelitaliens aus; nach hier kehrten sie zurück. Schließlich brachen sie im Frühjahr 1210 von hier nach Rom auf, um sich ihre Gemeinschaft und ihre erste einfache Regel von Papst Innozenz III. bestätigen zu lassen.

Doch bei der Rückkehr von Rom ließen sie sich zunächst nicht wieder in Portiunkula nieder. Franz dirigierte seine Gemeinschaft in einen verlassenen Schuppen an dem Bach, der Rivo Torto, der „sich schlängelnde Bach“ heißt.

Hier sollten sie aber nicht lange bleiben. „Eine Kleinigkeit“, so sagt P. Cuthbert in seiner Franziskusbiographie (S. 93), „veranlaßte die Brüder, Rivo Torto aufzugeben.“ Eines Tages, als Franz mit seinen Gefährten beim Beten war, kam ein Bauer mit seinem Esel zu dem Schuppen. Erboßt darüber, daß andere bereits den Platz in Anspruch genommen hatten, wo er zu bleiben gedachte, trieb er den Esel in den Schuppen hinein und schimpfte dabei über die Leute, die sich fremden Besitz aneigneten und ein Leben des Müßiggangs führten. Die unangenehme Szene war für Franz Zeichen genug, daß Gott sie hier nicht weiter haben wollte. Zugleich wurde ihm deutlich, daß er für seine Gemeinschaft, die ständig am Wachsen war, eine größere Bleibe, womöglich mit einem Gotteshaus, nötig hatte. Er wandte sich mit der entsprechenden Bitte an den Bischof von Assisi und an das Kapitel der Domkirche von S. Rufino. Doch Bischof wie Kapitel sahen sich nicht in der Lage, auf sein Anliegen einzugehen. Der Abt des Benediktinerklosters auf dem Subasio, den Franz an dritter Stelle anging, konnte helfen. Er stellte gerade jenen Platz zur Verfügung, der bis zu der Wallfahrt nach Rom Franz und seine Brüderschaft beherbergt hatte, das Wäldchen von Portiunkula mit der Kapelle S. Maria degli Angeli. Der Abt äußerte dabei eine Bedingung: die Portiunkulakapelle solle für alle Zeit Mittelpunkt der Gemeinschaft bleiben, auch wenn sie zu einer großen Familie heranwachsen würde (Dreigefährtenlegende 55.56).

Portiunkula Mutter und Haupt der franziskanischen Familie

Fortan ist Portiunkula mit seiner Marienkapelle das Zentrum des sich stürmisch entfaltenden franziskanischen Lebens. Wie die Lateranbasilika in Rom „Mutter und Haupt aller Kirche der Ewigen Stadt und des Erdkreises“ genannt wird, so nennt man die Kapelle S. Maria degli Angeli „Mutter und Haupt“ der Gemeinschaft der Minderbrüder. Ein neuerer Autor faßt die Bedeutung Portiunkulas für die franziskanische Familie in die Feststellung: „Mit diesem Ort verbinden sich die Ur-Erlebnisse der franziskanischen Gemeinschaft ... An diesem Orte werden auch die wichtigsten Marksteine der franziskanischen Geschichte gesetzt“ (A. Rotzetter, Franz von Assisi: Lebensgeschichte – Lebensprogramm – Grunderfahrung, in: Rotzetter – van Dijk – Matura: Franz von Assisi – Ein Anfang und was davon bleibt, S. 39).
Führen wir uns einige der geschichtlichen Marksteine vor Augen!

Da ist zunächst in der Nacht nach dem Palmsonntag (18. März) 1212 der Beginn des Zweiten Ordens. Die hl. Klara trifft mit einer Begleiterin in Portiunkula ein. Vor dem Altar der Muttergotteskapelle schneidet Franz ihr das Haar ab, weiht sie ganz dem Dienst des Herrn und nimmt sie als seine Jüngerin an.
1217 fand an Pfingsten in Portiunkula das erste Kapitel der Minderbrüder statt.

Die Gemeinschaft wurde in Provinzen aufgeteilt und man faßte den Beschluß, Brüder in die Länder außerhalb Italiens zu schicken.

Auch das berühmteste aller Kapitel, das „Mattenkapitel“ von 1221, wurde in Portiunkula gehalten. 3.000 Brüder waren dazu zusammengekommen. Es galt eine Krise in der Gemeinschaft, die sich während des Aufenthaltes des hl. Franz im Morgenland infolge ihres Wachstums entwickelt hatte, endgültig zu überwinden.

In der Regel des gleichen Jahres 1221 (die allerdings nicht die Bestätigung des Papstes bekam) bestimmte Franz, daß die Generalkapitel seiner Gemeinschaft künftig immer in Portiunkula gehalten werden sollten. „Alle Minister, die in den Gebieten jenseits des Meeres und jenseits der Alpen sind, sollen einmal in drei Jahren und die anderen Minister einmal im Jahr zum Pfingstkapitel bei der Kirche der heiligen Maria von Portiunkula kommen, wenn es nicht vom Minister und Diener der gesamte Brüderschaft anders angeordnet wurde.“

Nach Portiunkula wollte Franz gebracht werden, als er ans Sterben kam. „Er wollte,“ wie Celano schreibt, „dort seine Seele Gott zurückgeben, wo er zuerst den Weg der Wahrheit voll und ganz erkannt hatte“ (1 Celano 108). So stirbt er, nackt auf dem bloßen Boden nahe bei der Portiunkulakapelle liegend, am Abend des 3. Oktober 1226, 44 Jahre alt. Vor seinem Tode aber legt er seinen Brüdern die Treue zu Portiunkula als eine Art Vermächtnis ans Herz. Er mahnt sie, das Heiligtum der Gottesmutter nie im Stich zu lassen. „Wenn ihr auf einer Seite hinausgetrieben werdet, dann kehrt auf der anderen wieder zurück“ (Spiegel der Vollkommenheit, 2. Aufl., München 1953, S. 154).

Portiunkula in der Glaubenssicht des hl. Franz

Wenn Franz sich selber und sein Leben in dieser Weise mit Portiunkula und dem Heiligtum der Gottesmutter verband; wenn er darüber hinaus wollte, daß dieser Ort der Mittelpunkt seiner Gemeinschaft bleiben sollte, dann konnte er dazu nur durch einen einzigen Grund veranlaßt werden: daß dies nach seiner Überzeugung von Gott für ihn und seine Gemeinschaft so vorgesehen war und Portiunkula mit seinem Marienheiligtum für Franz und die franziskanische Bewegung eine Stätte besonderer Gnade sein sollte.

1. Portiunkula für Franz und seine Gemeinschaft bestimmt

Die in Frage kommenden Texte lassen keinen Zweifel, daß Franziskus Portiunkula im Lichte eines solchen Glaubens sah. Für ihn und für die von seinen Brüdern, die ihn am besten verstanden hatten, galt: Portiunkula mit seiner Muttergotteskapelle ist ihm und seiner Gründung von Gott zubestimmt. Schon zu dem

Namen des Ortes „Portiunkula (= Teilchen)“ ist es nicht ohne göttliches Zutun gekommen. Celano weiß zu berichten: „Nicht ohne Vorherwissen des göttlichen Ratschlusses wurde dieser Ort ... Portiunkula genannt“ (2 Celano 18). Im gleichen Zusammenhang wird Portiunkula als der Ort bezeichnet, „den diejenigen bekommen sollten, die von der Erde durchaus nichts haben wollten“. Das heißt: Portiunkula ist der für Franz und seine Gründung vorgesehene Ort, und zwar vorgesehen im Hinblick auf die Armut, die Franz und die Seinen als Kernstück ihrer Christusbefolgung verwirklichen sollten, im Hinblick also auf ihre besondere Sendung.

Die gleiche Perspektive findet sich im „Spiegel der Vollkommenheit“. Dort heißt es, daß Franz sich sehr über den Platz freute, den man den Brüdern zur Verfügung stellte, und zwar an erster Stelle, „weil die Kirche nach der Mutter Christi benannt war“; sodann, „weil es eine so kleine und ärmliche Kirche war“, und schließlich, „daß sie den Beinamen ‚von Portiunkula‘ hatte, weil dadurch versinnbildlicht wurde, daß sie die Mutter und das Haupt der armen Minderen Brüder sein werde“ (a.a.O., S. 95). Wiederum treten zwei Gesichtspunkte hervor: 1. es ist providentiell, daß Portiunkula Mittelpunkt und Heiligtum der Bruderschaft wird; 2. wie schon bei Celano ist der Name des Ortes „Portiunkula“ – und hier außerdem noch die Kleinheit und Ärmlichkeit der architektonischen Gestalt der Portiunkulakapelle – Hinweis auf das Ideal der Armut, das von der franziskanischen Gemeinschaft gelebt werden soll.

Auch nach Bonaventura ist Portiunkula ein providentieller Ort. In der Großen Lebensbeschreibung des hl. Franz sagt er darüber: „Dies ist jener Ort, an dem der hl. Franziskus auf Geheiß einer Gottesoffenbarung den Orden der Minderbrüder ins Leben rief“ (II 8). Zwar bezieht sich das „auf Geheiß einer Gottesoffenbarung“ unmittelbar und zunächst auf die Gründung des Ordens der Minderbrüder. Doch ist der Ort der Gründung durchaus mitgemeint. Das „auf Geheiß einer Gottesoffenbarung“ bezieht sich auf beide: auf Gründung und Gründungsort.

Die vielleicht bündigste Aussage zur Erwählung und Bestimmung Portiunkulas haben wir in den folgenden Worten des hl. Franz, die ihm der „Spiegel der Vollkommenheit“ in den Mund legt: „Darum wollte der Herr nicht, daß den Brüdern eine andere Kirche geschenkt werde, noch daß die ersten Brüder sich eine neue Kirche bauten; denn sie sollten nur diese Kirche haben“ (S. 95 f.).

2. Portiunkula Ort besonderer Gnade für Franz und seine Gründung

Das entscheidende Motiv für Franziskus, sich und seine Gründung an Portiunkula zu binden, war die Erfahrung, daß die Marienkapelle von Portiunkula zum Gnadenort für ihn und seine Gründung bestimmt war. S. Maria degli Angeli war die Quelle, aus der Leben und Lebenskraft für ihn und seine Gründung

strömte. Sich von S. Maria degli Angeli zu trennen, hätte darum nichts weniger bedeutet, als sich von dem göttlich eröffneten Lebensquell und Lebensstrom abzuschneiden. Die frühesten Berichte über sein Leben werden denn auch nicht müde, die von Franz und seiner Gemeinschaft in Portiunkula empfangenen Gnaden aufzuzählen und zu erwägen. Diese Aufzählung versteht allerdings nur, wer mit Franz der Überzeugung ist, daß sein eigenes Leben in der Nachfolge Christi und das Werk der Gründung seiner Familie nicht Leistung, sondern Gnade ist.

In seiner zweiten Lebensbeschreibung resümiert Thomas von Celano die mit Portiunkula verknüpften Gnaden so: „In ihr (der Portikulakapelle) nahm der Orden der Minderbrüder seinen Anfang, hier erstand er in vielfältiger Gliederung wie über einem felsenfesten Grund als herrlicher Bau. Diesen Ort gewann der Heilige vor allen anderen lieb“ (2 Celano 18). Bonaventura nimmt die Worte Celanos auf und führt aus: „Diesen Ort liebte der Heilige mehr als alle anderen auf Erden. Hier begann er nämlich in aller Demut sein Werk, hier machte er in den Tugenden Fortschritte, hier gelangte er zu seinem seligen Ende“ (Große Lebensbeschreibung II 8).

Der „Spiegel der Vollkommenheit“ läßt Franz die in S. Maria degli Angeli erhaltenen Gnaden so beschreiben: „Als wir hier nur wenige waren, hat der Herr uns vermehrt; hier hat er mit dem Lichte seiner Weisheit die Seelen seiner Armen erleuchtet; hier hat er mit dem Feuer seiner Liebe unseren Willen entzündet“ (S. 154).

Besonders ausführlich besingt ein nach Art einer Präfation gebauter Hymnus im „Spiegel der Vollkommenheit“ („Von den besonderen Gnaden, die der Herr der Kirche von S. Maria de Angelis verlieh“) die mit Portiunkula für Franz und seine Gründung verbundenen Gnaden. In der Sicht des Hymnus ist die Gründungsgeschichte der franziskanischen Familie mit ihren entscheidenden Initiativen eine fortgesetzte Gnadengeschichte. Da der Text nicht zu umfangreich ist, lassen wir ihn nachstehend folgen:

„Wahrhaftig heilig ist dies Haus vor allen und hoher Ehren würdig.
Selig sein Beiname, seliger ist noch sein Name,
denn er birgt aller Gnaden Verheißung.
Der Engel heiliges Licht strahlt über ihm,
und in den Nächten singen sie ihre Lieder.
Ganz war es schon geborsten, Franziskus baute es neu.
Aus dreien ward es erkoren,
und neu errichtet hat es der Vater.
Der Vater erwählte es sich und umhüllte sich hier
mit dem rauhen Gewande.
Hier bezwang er den Leib und machte ihn dienstbar dem Geiste.

In diesem Tempel schuf er den Orden der Minderen Brüder,
 und die Scharen der Männer
 folgten dem Beispiel des Vaters.
 Christi strahlende Braut ward hier zum ersten Male geschoren,
 der Welt Glanz legte sie ab,
 um Christi Spuren zu folgen.
 Herrliche Frucht der Brüder und Schwestern
 gebar es als heilige Mutter
 und schenkte Christus der Welt.
 Schmal wurde hier die breite Straße der sündigen Welt,
 und neu verbreitet die Jugend im Volk der Erwählung.
 Hier ward die Regel gegründet
 und neu geboren heilige Armut.
 Hier ward bezwungen die Eitelkeit
 und neu errichtet das Kreuz.
 Litt in der Welt Franziskus Trauer und bitteren Schmerz:
 hier fand er den Frieden und des Geistes Wiedergeburt.
 Hier ward die Wahrheit enthüllt,
 an welcher zweifelt die Welt, und alles wurde gewährt,
 um das der Vater gebeten.“

3. Portiunkula Gnadenort der Gottesmutter

Alle diese Gnaden aber wurden Franziskus und seiner Gründung in der Portiunkulakapelle zuteil, weil S. Maria degli Angeli „von Christus und der ruhmreichen Mutter geliebt und auserwählt“, weil es „die Wohnung Christi und seiner Mutter“ ist (Spiegel der Vollkommenheit S. 97. 154). Das aber bedeutet: In Portiunkula ist für Franz diejenige mit ihrer Liebe anwesend und wirksam, von der er im „Gruß an die Gottesmutter“ sagt, daß der „heiligste Vater im Himmel“ sie „geweiht hat mit seinem heiligsten, geliebten Sohn und dem Geiste, dem Tröster“ und daß in ihr „alle Fülle der Gnade und alles Gut“ nicht nur in der Vergangenheit war, etwa als sie das göttliche Kind unter ihrem Herzen trug, sondern noch immer ist (vgl. REGNUM 3/1982, S. 102f.). Franz sieht in Portiunkula seinen Gnadenort, weil die Gottesmutter sich mit ihrem Sohn an die dortige Kapelle gebunden hat. Diese Gebundenheit ist so real, eng und wirksam, daß, wie im oben angeführten Hymnus gesagt, die Portiunkulakapelle zur „heiligen Mutter“ wird, die die „herrliche Frucht der Brüder und Schwestern gebar“ und der Welt von neuem Christus schenkt.

Die Quellen zum Leben des hl. Franz bringen die Gebundenheit der Gottesmutter an Portiunkula zum Ausdruck, indem sie schlicht feststellen daß die Gottesmutter Portiunkula mit einer einzigartigen Liebe liebt. Und dieser Liebe ist

Franziskus sich gewiß, weil Gott selber ihm darüber Gewißheit gibt. So schreibt Celano: „Der glückselige Vater erzählte öfters, Gott habe ihm offenbart, daß die seligste Jungfrau unter allen Kirchen, die auf Erden zu ihrer Ehre erbaut seien, diese ganz besonders liebe“ (2 Celano 19). Das Gleiche lesen wir in der Dreifährtenlegende: Portiunkula ist für Franz die Stätte, „über allen Stätten und Kirchen in der Welt von der glorreichen Jungfrau geliebt“ (a.a.O. 56). Liebe aber ist die Kraft, die Gebundenheit bewirkt; Liebe, so können wir sagen, ist Gebundenheit.

Auf die liebende Gebundenheit der Gottesmutter an das Heiligtum von Portiunkula, von der Franziskus im Glauben überzeugt ist, antwortet er dadurch, daß auch er sich an Portiunkula bindet. Celano sagt das in der ihm eigenen sachlich-knappen Weise: „Aus diesem Grunde“ – weil die seligste Jungfrau unter allen ihr geweihten Kirchen diese besonders liebt – „liebte der Heilige diese Kirche auch vor allen anderen“ (2 Celano 19). Diese Liebe führte ihn dazu, seinen Lebensstil in grundlegender Weise zu ändern. In den ersten Jahren nach seiner Bekehrung hatte Franz keinen festen Wohnsitz. Er weilte einmal hier, einmal da. Vermutlich dachte er zunächst überhaupt nicht an eine dauernde Bleibe für sich und seine Brüder. Die gläubige Überzeugung, daß Christus und seine Mutter Portiunkula zu ihrer Wohnung erwählt hatten, veranlaßte ihn, Portiunkula auch zu seinem Wohnsitz zu machen. Celano vermerkt: „Coepit ibidem assiduus commorari = Er nahm dort seinen dauernden Aufenthalt“ (1 Celano 21). Aus liebender Ehrfurcht der Gottesmutter gegenüber – so Pater Kajetan Esser – nahm er in Portiunkula seinen festen Wohnsitz. Er wollte sein Leben gleichsam im Hause Mariens zubringen (Esser, a.a.O., S. 189).

Damit ist deutlich geworden: Die „lokale Gebundenheit“ an Portiunkula hat beim hl. Franz eine doppelte Bedeutung. Erstens: Es ist die aus gläubiger Erfahrung gewonnene Überzeugung, daß die allerseligste Jungfrau Maria das Heiligtum von Portiunkula zum Gegenstand ihrer Liebe gemacht und sich aus Liebe an dieses Heiligtum gebunden hat. Dies ist die primäre Bedeutung: Maria hat sich an Portiunkula gebunden, damit der Ort zum Gnadenort wird. Zweitens: Weil Maria für Franziskus sich an Portiunkula gebunden hat, darum bindet auch er sich und seine Gründung an das dortige Heiligtum. Der hl. Franziskus bemühte sich ja in kindlicher Einfalt, „all das zu lieben, von dem er wußte, daß Maria es liebte“ (Esser, a.a.O.). Seine lokale Gebundenheit an Portiunkula war die Antwort auf die lokale Gebundenheit der Gottesmutter an diesen Ort.

4. Ort der Gnade für alle Gläubigen

Im Sommer 1216 machte Franziskus sich mit Bruder Masseo auf den Weg nach Perugia, das nicht allzu weit von Assisi entfernt ist. Er wollte dort von dem eben, nach dem Tode Innozenz III., neugewählten Papst Honorius III. für die Portiunkulakapelle die besondere Gunst eines vollkommenen Ablasses erbitten. Das bedeutete: Franziskus war im Schatten von S. Maria degli Angeli der Überzeugung geworden, daß das Muttergottesheiligtum von Portiunkula von Gott über seine eigene Gründung hinaus zu einem Gnadenort für alle Gläubigen erwählt und bestimmt war.

Diese Überzeugung spiegelt sich in einer Legende, von der in der Dreifährtenlegende (56) und von Celano (2 Celano 20) berichtet wird. Ein Gefährte des hl. Franz hatte schon vor seiner Bekehrung in einem Gesicht gesehen, wie zahllose, mit Blindheit geschlagene Menschen rund um die Portiunkulakapelle auf den Knien lagen und mit ausgestreckten Händen um Erbarmen und Licht flehten. Da kam vom Himmel her ein ungeheurer Glanz, der alle sehend machte.

Einer alten Überlieferung zufolge unternahm Franz seinen Gang nach Perugia zum Papst nicht aus eigenem Entschluß. Vielmehr war er in der Nacht vorher, während er in der Portiunkulakapelle betete, durch eine Erscheinung Christi und Mariens dazu aufgefordert worden. Der Herr sagte ihm, er solle zum Papste gehen und um die Gunst nachsuchen, daß wer immer reuig nach S. Maria degli Angeli pilgere, von allen zeitlichen Sündenstrafen frei sein solle (Cuthbert S. 159).

Mit der Bitte, die Franziskus, der Aufforderung Christi entsprechend, dem Papste vortrug, verlangte er nichts Geringes. Einen vollkommenen Ablass, den Erlaß aller zeitlichen Sündenstrafen also durch die Kirche, konnte ein Christ damals nur erlangen, wenn er an einem Kreuzzug zur Befreiung des Heiligen Landes teilnahm. Nun begehrte Franz, daß eine Wallfahrt nach Portiunkula, verbunden mit dem Empfang des Bußsakramentes, die gleiche Wirkung habe. Zwar hatte die Kirche den Besuch eines Gotteshauses an herausragenden Festtagen wie z. B. am Tag oder Jahrestag der Einweihung gelegentlich mit Ablässen versehen, niemals jedoch mit einem vollkommenen. Außerdem hatte das gerade ein Jahr zuvor, 1215, gehaltene vierte Laterankonzil festgelegt, bei der Einweihung einer Kirche dürfe fortan nur ein Ablass von einem Jahr gewährt werden, und am Jahrestag der Einweihung nur ein Ablass von vierzig Tagen. Was die Sache noch schwieriger machte, war das von Franz geäußerte Ansinnen, der vollkommene Ablass in Portiunkula müsse ohne die übliche materielle Gegenleistung in Form einer Geldspende erlangt werden können.

Papst Honorius III. war ein milder und frommer Mann. Er ging, wie berichtet wird, zum Entsetzen der Kardinäle sogleich auf die Bitte des Heiligen ein, beschränkte aber die Möglichkeit, den Ablass zu gewinnen, auf einen Tag im Jahr, nämlich auf den Tag der Einweihung der Portiunkulakapelle am 2. August.

Vor allem im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist die Frage, ob der Bericht über die Entstehung des Portiunkulaablasses, der sich auf ein Dokument aus dem Jahre 1277 stützt, echt ist und der Portiunkulaablaß auf Franziskus selbst zurückgeführt werden kann, ausgiebig diskutiert worden. Die Frage ist auch heute noch nicht für alle Autoren endgültig entschieden, doch neigt die Mehrzahl der Forscher dazu, die Gewährung des Ablasses durch Honorius III. im Jahre 1216 als authentisch anzusehen. Die Berichte darüber, die zwar aus späterer Zeit stammen, enthalten Elemente, die in ihrer Originalität ganz für den Ursprung des Ablasses im Leben des hl. Franz sprechen. So soll der Papst, als Franz seinen Wunsch nach einem Ablass für Portiunkula vorgetragen hatte, gefragt haben: „Für wieviele Jahr wünschst du diesen Ablass? Für ein Jahr? Für drei Jahre?“ Darauf habe Franz mit der für ihn typischen Spontaneität erwidert: „Heiliger Vater, was sind drei Jahre? Ich möchte nicht Jahre, sondern Seelen!“ Diese Antwort macht deutlich, um was es Franz zu tun war: um das Heil der Seelen. Franz wünschte, daß Portiunkula ein Ort sein sollte, an dem die Gläubigen die Fülle der göttlichen Barmherzigkeit empfangen und ein Leben als neue Menschen beginnen könnten. Aus dieser grundlegenden Betrachtungsweise wollte er die Gnade des Portiunkulaablasses auch nicht an materielle Bedingungen geknüpft haben. Alle Christen und gerade die ärmsten sollten in Portiunkula der vollkommenen verzeihenden Liebe Gottes teilhaft werden können. Franziskus zweifelte nicht daran, daß Gott Portiunkula zum Ort solch verzeihender Barmherzigkeit machen wollte. Das verbürgte ihm die Vision Christi und seiner Mutter, die ihn veranlaßt hatte, zum Papst nach Perugia zu gehen. Deshalb konnte er auf eine päpstliche Urkunde, die ihm das Ablassprivileg bestätigen sollte, ohne langes Überlegen verzichten. Als er nämlich die Entscheidung des Papstes, die ihm seinen Wunsch für einen Tag des Jahres gewährte, vorgenommen hatte, wollte er nach gebührender Danksagung den Papst nicht länger in Anspruch nehmen und wandte sich zum Gehen. Da rief Honorius III. ihm nach: „Einfältiger Mann, du gehst fort, ohne ein Urkunde mitzunehmen?“ Darauf entgegnete Franziskus: „Heiliger Vater, mir genügt Euer Wort. Im übrigen ist meine Urkunde die seligste Jungfrau Maria, mein Notar ist Christus und meine Bürger sind die Engel.“ Diese Worte waren keine fromme Floskel. Sie zeigen vielmehr, welcher Glaube Franz in bezug auf Portiunkula erfüllte. Franz war sich bewußt, daß er den vollkommenen Ablass vom Heiligen Vater als dem obersten Hirten der Kirche erbitten mußte. Aber er konnte ihn mit Zuversicht erbitten, weil er die gläubige Gewißheit hatte, daß der Herr und seine Mutter auf seiner Seite standen und Portiunkula zum Ort solcher Gnade machen wollten.

Neuere Beschäftigung mit dem Ursprung des Portiunkulaablasses will bei Franziskus noch ein anderes Motiv hinter seiner Bitte an Honorius III. feststellen können. Danach war Portiunkula für Franz in ähnlicher Weise „Heiliges Land“

wie Palästina. War Palästina von Gott für sein Volk als „Gelobtes Land“ erwählt; hatte Gott dort mit seinem Volk heilige Geschichte gewirkt und schließlich die Heilsgeschichte dort aufgipfeln lassen in den beiden heiligsten Personen, die die Geschichte der Menschheit kennt, in Jesus und Maria, so konnte Franziskus auf ähnliches verweisen: Auch Portiunkula war von Gott erwählt; auch hier wirkte Gott in seiner Gnade heilige Geschichte, auch hier hatten Jesus und Maria Wohnung genommen. Wenn nun die Kirche für die Teilnahme am Kreuzzug in das Heilige Land Palästina einen vollkommenen Ablass gewährt, warum sollte Franz nicht für die gläubige und bußfertige Wallfahrt in sein „Heiliges Land“ einen vollkommenen Ablass erbitten dürfen?

5. Portiunkula als Vermächtnis

Wer Portiunkula mit dem Glaubensauge des hl. Franz zu sehen vermag, begreift unschwer, daß dieser Ort mit seiner heiligen Wirklichkeit für Franziskus einen unaufgebbaren Wert darstellte. Vielleicht darf man sagen, daß Portiunkula neben dem Evangelium der größte Schatz war, mit dem Franz sich beschenkt sah. Enthielt das Evangelium für ihn die unübertreffliche Lebensweisung, so war der hl. Ort in Portiunkula die Stelle, an der ihm und den Seinen die lebendige Kraft zuströmte, den Weg des Evangeliums unverfälscht und mutig zu gehen.

Von daher ist es zu verstehen, daß Franz die Generalkapitel der Minderbrüder in Portiunkula gehalten sehen wollte. Portiunkula war nicht nur der Ursprungsort und der Ort der frühlinghaften Ursprungsgeschichte, sondern, was für ihn den Ausschlag gab, der für seine Gründung vorgesehene Gnadenort. Mit der Gnade des Ursprungs und der ersten Jahre sollte auf den Generalkapiteln, wenn sie sich beim Heiligtum von S. Maria degli Angeli versammelten, die ganze Bruderschaft immer neu in Verbindung gebracht und lebendig in Verbindung gehalten werden.

Besonders nachdrücklich wurde der Hinweis des Heiligen auf Portiunkula, je näher Franziskus dem Tode kam. Zu den Anliegen, die ihn auf seinem Sterbelager vor allem bewegten, gehörte die Sorge für Portiunkula. Sterbend empfahl er diesen Ort den Brüdern, sagt Bonaventura. Die Brüder sollen ihm in der Liebe zur Portiunkulakapelle gleichen, heißt es im „Spiegel der Vollkommenheit“.

Weil Portiunkula Gnadenort, heiliger Ort war, folgerte Franziskus daraus mit entschiedener Selbstverständlichkeit, daß er von den Brüdern, die dort lebten, heilig gehalten werden müsse. Celano berichtet: „Diesen Ort gewann der Heilige vor allen anderen lieb, ihn befahl er den Brüdern in besonderer Ehrfurcht zu halten, ihn wollte er gleichsam als Spiegel des Ordens in Demut und höchster Armut stets behütet wissen“ (2 Celano 18). In größerer Ausführlichkeit spricht davon der „Spiegel der Vollkommenheit“: „Solange er lebte, war vor allen an-

deren Plätzen des Ordens die Vollkommenheit der Lebensführung an dem heiligen Orte S. Maria de Angelis, als dem Haupt und der Mutter des ganzen Ordens, sein vorzüglichstes Anliegen und seine innerlichste Sorge; denn es war seine Absicht und sein Wille, daß dieser Ort vor allen anderen Vorbild und Beispiel der Demut, Armut und jeder Vollendung im Sinne des Evangeliums sein und daß die Brüder, welche dort weilten, stets vor allen anderen Brüdern umsichtig und besorgt seien in dem, was sie tun, und in dem, was sie meiden“ (S. 152).

In der Vorstellung des hl. Franz sollte die Brüdergemeinschaft von Portiunkula ein Modellfall franziskanischen Lebens sein, an dem die Brüder in der ganzen Welt Maß nehmen könnten. „Wenn auch die anderen Brüder zuweilen vom Weg der Heiligkeit und Ehrbarkeit abirren, so will ich doch, daß dieser Ort hier geweiht und immerdar ein Spiegel und ein gutes Vorbild für den ganzen Orden sei und wie ein Leuchter vor dem Throne Gottes und der seligen Jungfrau brenne und leuchte“ (Spiegel S. 99). Von dem heiligen Leben der Brüder in Portiunkula erhofft Franz sich, daß die Sünden und Fehler aller anderen Brüder von Gott vergeben werden und daß Gott „diesen seinen Orden und sein Pflänzchen stets bewahren und behüten werde“ (a.a.O.).

Um diesen Charakter des Ortes zu sichern, traf er eine Reihe von Bestimmungen: Portiunkula soll immer unmittelbar dem Generalminister unterstellt sein. Die Kleriker, die in Portiunkula Dienst tun, „sollen aus den besten, heiligsten und ehrwürdigsten Brüdern des Ordens gewählt werden“ (Spiegel, S. 98). Die gleiche Richtschnur gilt für die anderen Brüder am heiligen Ort: „nur heilige, weise, demütige und ehrbare Menschen“ sollen zum Leben in Portiunkula bestimmt werden. Vor allem sollen die Brüder in Portiunkula jeden Müßiggang und jedes müßige Wort meiden. Portiunkula soll vielmehr ein Ort ständiger Lobpreisung Gottes sein (a.a.O., S. 153).

Nach Celano wurden diese Bestimmungen ursprünglich dem Leben in Portiunkula tatsächlich zugrunde gelegt: „An diesem Orte wurde in allem die strengste Zucht bewahrt, sowohl was Stillschweigen und Arbeit als auch die übrigen Vorschriften der Regel anbelangt. Keinem stand der Zutritt dorthin offen außer den hierfür besonders bestimmten Brüdern, die der Heilige von überallher zusammenrief und von denen er verlangte, daß sie Gott in Wahrheit hingeeben und in jeder Hinsicht vollkommen seien ... Ohne Unterbrechung, Tag und Nacht, waren sie an dem Orte mit dem Lobe Gottes beschäftigt. Wunderbaren Duft verbreitete ihr engelgleiches Leben“ (2 Celano 19).

Einen der kompaktesten Texte zur lokalen Gebundenheit des hl. Franz an das Heiligtum von Portiunkula bietet der „Spiegel der Vollkommenheit“ in dem kurzen Kapitel, das überschrieben ist: „Wie er die Brüder ermahnte, niemals diesen Ort zu verlassen“. Wir wollen ihn nachstehend als Abschluß unserer ganzen Betrachtung im Wortlaut wiedergeben:

„Wenn der selige Franziskus auch wußte, daß überall auf der Erde das Reich Gottes gegründet sei, und daß an jedem Orte die göttliche Gnade den Auserwählten Gottes geschenkt werden könne, so hatte er doch erfahren, daß S. Maria von Portiunkula eine größere Fülle der Gnade verliehen sei und daß dieser Ort aus dem Himmel den Besuch höherer Geister empfangt. Daher sprach er oft zu den Brüdern: „Seid darauf bedacht, meine Söhne, diesen Ort nie zu verlassen. Wenn ihr auf der einen Seite hinausgetrieben werdet, dann kehrt auf der anderen wieder zurück; denn dieser Ort ist wahrhaftig heilig und die Wohnung Christi und seiner Mutter. Als wir hier nur wenige waren, hat der Herr uns vermehrt; hier hat er mit dem Lichte seiner Weisheit die Seelen seiner Armen erleuchtet; hier hat er mit dem Feuer seiner Liebe unseren Willen entzündet. Wer hier mit demütigem Herzen betet, wird erhalten, worum er bittet; und wenn er hier sündigt, wird er schwerer gestraft. Darum, meine Söhne, begegnet diesem Orte mit hoher Ehrfurcht und erweist ihm alle Ehren, denn er ist in Wahrheit die Wohnung Gottes und vor allen anderen von ihm und seiner Mutter geliebt. Und ihr sollt hier aus eurem ganzen Herzen und mit einer Stimme des Jubels und Dankes Gott den Vater und seinen Sohn, unsern Herrn Jesus Christus, in der Einheit des Heiligen Geistes preisen.“

Moderne Bewegungen in der Kirche (II): Die Fokolar-Bewegung

Von Heinrich Dinrod

Es gibt heute viel Pessimismus in der Welt, und er breitet sich immer weiter aus. An Gründen für eine pessimistische Einstellung fehlt es nicht. Das gilt für die Welt, aber auch für die Kirche. Zugleich aber ist auch Grund für Hoffnung und Zuversicht da. Zu den Hoffnungsträgern und Hoffnungsspendern in der Kirche zählen nicht zuletzt die neuen Bewegungen, die in den vergangenen Jahrzehnten in der Kirche entstanden sind und noch immer entstehen. Was sie für den gläubigen Beobachter zu Hoffnungsträgern und Hoffnungsspendern macht, das ist vor allem die Tatsache, daß sich in ihnen der lebendige Gott bezeugt und also deutlich wird, daß unsere Zeit nicht von Gott verlassen ist, sondern Gott auch in unserer Zeit die Initiative ergreift und seine Pläne zu verwirklichen versteht. Ein Beispiel dafür ist das „Opus Mariae“, das „Werk Mariens“, in der kirchlichen Öffentlichkeit und darüber hinaus besser bekannt unter dem Namen Fokolar-Bewegung oder einfach „die Focolarini“.

Ursprung und Geschichte

Eine Vorstellung der Fokolar-Bewegung, die vor wenigen Jahren in einer deutschen Zeitschrift erschien, sprach von einer „explosionsartigen Ausweitung“, die das Werk in der verhältnismäßig kurzen Zeit des Bestehens „in alle Lebensbereiche von Kirche, Religion und Gesellschaft“ genommen habe¹. Ein Blick auf die bisherigen Hauptentwicklungsdaten bestätigt diese Feststellung.

Der Ursprung der Bewegung trug sich 1943/44 während des Krieges in der oberitalienischen Stadt Trient zu. Eine junge Lehrerin, Chiara Lubich, geboren am 22. Januar 1920, sammelte eine Anzahl in etwa gleichaltriger Mädchen um sich. Sie wollen inmitten der Zerstörung und Hoffnungslosigkeit des Krieges einen neuen Anfang machen, indem sie auf das Evangelium hören und dem Gebot der Liebe bei sich selbst uneingeschränkt Raum geben. Schon 1939, bei einer Tagung von Studentinnen in Loretto, stand Chiara Lubich unter dem Eindruck, daß Gott sie ganz für sich haben wolle. 1943, als sie gerade jemandem einen Gefallen tat, verspürte sie ganz deutlich den Anruf Gottes: „Schenke dich mir!“ Sie sprach darüber mit einem Priester, der ihr den Rat gab, die innere Einladung anzunehmen. So verschenkte sie sich am Vortag des Festes der Unbefleckten Empfängnis im stillen ganz an Gott und seinen Willen. In ihren Aufzeichnungen notierte sie dazu: „Mein Glück ist unfaßbar, niemand weiß davon. Ich habe keinerlei Pläne für die Zukunft. Ich gehöre Gott, das genügt mir. Nach außen ist es ein Tag wie jeder andere. Aber ich bin durchdrungen von einer ungewöhnlichen Gnade, ein Feuer ist in mir entfacht.“

Die Gruppe der jungen Mädchen, die eine gemeinsame Wohnung nimmt, zieht durch ihr Leben die Aufmerksamkeit anderer Leute auf sich. Ob der besonderen Art der Gemeinschaft, die sie miteinander bilden, werden sie von ihrer Umgebung mit dem Namen „Focolare“ = „Herdstelle“, „Herdfeuer“ bezeichnet. Sie sind familienhafte Gemeinschaft, die Wärme und Liebe ausstrahlt. Schon bald auch geschieht die erste „explosionsartige Ausweitung“. Im Laufe weniger Monate schließen sich in Trient etwa 500 Personen der Ursprungsgruppe an. Dann, 1948, springt der Funke auf einige junge Männer über. Sie fangen ebenfalls an, in Gruppen ein gemeinsames Leben zu führen. Im gleichen Jahr 1948 faßt das Werk in anderen italienischen Städten Fuß. Chiara Lubich selbst geht mit einigen Gefährtinnen nach Rom. Hier trifft sie am 17. September 1948 im italienischen Parlament den Abgeordneten und Schriftsteller Igino Giordani, einen Vater von fünf Kindern. Was seine Landsmännin ihm mitteilt, überzeugt ihn so sehr, daß er der Bewegung beitrifft und sich für die Schaffung des Zweiges der Familien in der Bewegung zur Verfügung stellt.

Das Jahr 1949 sieht die Ursprungsgruppe bei gemeinsamen Ferien in den Dolomiten. Dabei wird ihnen eine besondere Erfahrung der Einheit geschenkt. Der

Plan des Werkes enthüllt sich deutlicher. In den folgenden Jahren werden diese Sommertreffen regelmäßig fortgesetzt. Man gibt ihnen den Namen „Mariapoli“, „Marienstadt“. Zu der Mariapoli 1959 kommen rund 10.000 Menschen. Inzwischen ist die Bewegung auch über die Grenzen Italiens hinausgedrungen. In Belgien, Frankreich, Deutschland entstehen Gruppen. 1958 beginnt die Ausbreitung in Südamerika. 1956 erscheint in Rom die erste Nummer einer eigenen Zeitschrift: „Cittá Nuova“ = „Neue Stadt“. 1960 findet in Freiburg in der Schweiz die erste Mariapoli außerhalb Italiens statt.

Aber nicht nur geographisch dehnt sich das Werk aus. Es treibt auch neue Zweige von Gemeinschaften hervor. So entstehen 1956 die „Freiwilligen“, die sich in Kernkreisen zusammenschließen. Zehn Jahre später, 1966, formiert sich unter dem Namen „Gen“ (Abkürzung für „Generazione nuova“ = „Neue Generation“) die Jugend der Bewegung. Sie wächst in einer Weise, daß sich 1980 zu einem „Gen-Fest“ in Rom runde 50.000 Jugendliche zusammenfinden. Desgleichen bilden sich in den sechziger Jahren die sogenannten „Movimenti“, die „Bewegungen“ für weitere Kreise: die Priesterbewegung, die Bewegung „Neue Familien“, die Bewegung „Neue Pfarreien“, die Bewegung „Neue Gesellschaft“. Unter diesen scheint die Bewegung „Neue Familien“ weiteste Kreise zu ziehen. Nach einer Information aus dem Jahre 1981 waren nicht weniger als 340.000 Menschen allein von dieser Bewegung erfaßt.

Im Zuge ihrer Ausweitung nahm die Bewegung auch eine entschieden ökumenische Richtung. Chiara Lubich selbst wirkte auch hier bahnbrechend durch Kontakte mit dem anglikanischen Erzbischof von Canterbury und dem Patriarchen von Konstantinopel. 1960 wurde zur Förderung ökumenischer Initiativen das „Centro uno“ gegründet. In Anerkennung ihrer Bemühungen um größeres Verständnis unter den christlichen Kirchen und den Religionen in der Welt überhaupt, erhielt Chiara Lubich 1977 den Templeton-Preis „Für den Fortschritt der Religion“, mit dem vor ihr Mutter Teresa von Kalkutta, Prior Roger Schutz von Taizé, Kardinal Suenens und der frühere indische Präsident Radakrishnan ausgezeichnet worden waren.

Mit diesem in der Tat stürmischen Wachstum ging die Rezeption und Anerkennung durch die Kirche einher. 1945 wurde der Erzbischof von Trient als der zuständige Ortsbischof ein erstesmal ins Bild gesetzt. 1947 billigt er ein erstes Statut. In den folgenden Jahren gab es Schwierigkeiten seitens vatikanischer Behörden. Sie konnten mit der Zeit überwunden werden. Am 21. Mai 1953 wurde Chiara Lubich mit den Verantwortlichen des weiblichen und des männlichen Zweiges von Pius XII. in Privataudienz empfangen. Am 23. März 1963 sprach Johannes XXIII. eine öffentliche Anerkennung aus. Paul VI. endlich bestätigte am 27. Oktober 1965 die Approbation eines Statutes für den Generalrat des

Werkes, in dem die Zusammenarbeit zwischen dem weiblichen und dem männlichen Zweig geregelt wurde.

Treibende Idee und Aufgabe

Wie die Bewegung in ihrer Entstehung sich nicht als Resultat menschlicher Planung versteht, so betrachtet man auch die zentrale Idee, die das Ganze hervor gebracht hat und beseelt, als ein Geschenk von oben. In der Bewegung wird diese zentrale Idee gerne mit dem Gebet Christi ausgedrückt: „Daß alle eins seien“ (Joh 17, 21). Chiara Lubich erklärt dazu: „Die Einheit ist mein tiefstes Anliegen.“ Das ist so, weil die „Einheit das Anliegen Jesu selbst“ ist. Das Jesusbild, dem die Fokolar-Bewegung sich verpflichtet fühlt, ist Jesus als der Anwalt der Einheit: „Nicht zuerst der Jesus, der Brot verteilt, noch der Jesus als barmherziger Samariter hat die Bewegung besonders getroffen, sondern jener, der betet: ‚daß alle eins seien wie du, Vater, in mir und ich in dir‘. Dieser Jesus löste in der Bewegung den brennenden Wunsch aus, die Einheit zu verwirklichen“.² Chiara Lubich spricht das so aus: „Das Geheimnis, das Jesus in die Welt gebracht hat, ist die Liebe. Die Christen sollen einander lieben, die Christen aller Konfessionen. Die gegenseitige Liebe bewirkt unter ihnen die Gegenwart Christi. Christus ist aber nicht nur Liebe, sondern auch Wahrheit. Wenn Jesus in unserer Mitte gegenwärtig ist, wird er uns seine Weisheit schenken, und durch sie wird die Einheit, auf die wir alle zustreben, schneller Wirklichkeit werden.“ Man kann demnach die Zielstellung der Fokolar-Bewegung so beschreiben, wie es seitens der Bewegung selbst in einer Informationsschrift geschieht: „Die Angehörigen (der Bewegung) wollen mit allen Menschen, die dazu bereit sind, und mit allen geeigneten Mitteln Liebe dorthin bringen, wo keine ist, Einheit aufbauen, wo Menschen uneins, gespalten und isoliert sind.“³ Aus dieser Aufgabe ergibt sich für die Bewegung selbst: Sie muß danach streben, Modell einer Gemeinschaft in der Einheit der Liebe zu sein. „Unsere Welt sucht heute zu Recht nach neuen Ordnungen und Strukturen, um überleben zu können; aber noch notwendiger sind für sie neue Menschen, die durch ihr Leben die ‚Ordnung der Liebe‘ in der Welt hervorbringen“.⁴

Der Weg zu dieser Einheit, zur ‚Ordnung der Liebe‘, ist kein anderer als Jesus selbst. Er hat nicht nur das Anliegen der Einheit betont und dafür gebetet; er hat die Einheit gelebt und ist solidarisch mit allen Menschen für die Einheit gestorben. „Jesus hat sich eins gemacht mit jeder menschlichen Erfahrung bis hin zum Tod und zur Verlassenheit von Gott. Er hat allen seinen Leib angeboten als Speise, damit sie dadurch Anteil bekämen an seinem Gottsein. So hat er den Spalt der Trennung für alle Menschen überwunden. Wir können Jesus in uns aufnehmen und mit unserem Leben nachvollziehen, was er getan hat. Dann werden wir mit ihm seinen Leib – die Kirche aufbauen für die Einheit der Welt“.⁵

Organisation und Struktur

Der geraffte Blick auf Ursprung und bisherige Entwicklung hat uns schon vor Augen gebracht, daß das Fokolar zu den pluriformen Bewegungen gehört, wie sie für die Neugründungen der letzten Jahrzehnte in der Kirche typisch zu sein scheinen. Alles in allem, so wird uns gesagt, hat sich die Bewegung in nicht weniger als fünfundzwanzig einzelne Zweige differenziert⁶. Darüber wollen wir uns nachfolgend eine Übersicht verschaffen.

1. Die Achse des Ganzen: das Fokolar

Wir sagten vorhin, daß die Fokolar-Bewegung zu den pluriformen Neugründungen gehört, wie sie in der jüngsten Zeit in der Kirche typisch zu sein scheinen. Ebenso typisch dürfte sein, daß diese pluriformen Bewegungen einen inneren Kern haben, dem vor allem die Aufgabe zukommt, der Vielfalt der einzelnen Gliedgemeinschaften den nötigen Zusammenhalt zu sichern. Das wird auch von der Struktur der Fokolar-Bewegung bestätigt. Den innersten Kern oder die Achse des Ganzen bildet das Fokolar im engeren Sinne. Es besteht aus vier Zweigen: aus dem Fokolar der Frauen, dem Fokolar der Männer, dem Fokolar der Eheleute und dem Fokolar der Priester.

Die Mitglieder der beiden ersten Zweige verlassen die Familie, in die sie hineingeboren sind, und leben in eigenen kleinen Gemeinschaften zusammen. Grundlage ihrer Gemeinschaft und all ihrer Aktivitäten ist die Liebe: die Liebe Gottes, die sie annehmen und aneinander verschenken. Sie machen die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Nach außen tragen sie kein Zeichen ihrer Gemeinsamkeit. Normalerweise gehen sie einer Berufsarbeit nach. Sie können aber auch im Dienst der Bewegung stehen oder ein Engagement innerhalb der Kirche übernehmen. Zu ihrem Gehorsam gehört die Bereitschaft, von einem Land in ein anderes zu gehen.

Der weibliche Zweig kennt auch Gemeinschaften mit kontemplativer Lebensform.

1980 gab es 1.077 Fokolarinnen in 184 Gruppen. Die Zahl der männlichen Mitglieder betrug 767 in 130 Gruppen.

Die Priesterfokolare sind in der Diözese inkardiniert. Sie führen ebenfalls ein Leben nach den evangelischen Räten und leben, wo es möglich ist, in Gemeinschaft. Wenn dies wegen ihres Apostolates nicht durchführbar ist, kommen sie wenigstens für einen Tag in der Woche zusammen. Ihre Mitgliederzahl ist noch nicht besonders groß; 1980 waren sie insgesamt etwas weniger als dreißig.

Die verheirateten Fokolare tätigen gleichfalls die Ganzhingabe an Gott im Sinne der Bewegung. Sie versprechen, gemäß ihrem Stand in Armut, Keuschheit und Gehorsam zu leben. Selbstverständlich verbleiben sie in ihren Familien. Ihr Apostolat besteht wesentlich in einem zeugnishaften christlichen Leben in Familie und Beruf. Allerdings bilden die Verheirateten keine selbständigen Fokolargruppen; sie gehören vielmehr einer Männer- bzw. Frauengruppe an. 1980 betrug ihre Gesamtzahl 880.

2. Die Freiwilligen

Sie bilden gewissermaßen den ersten Ring des Werkes um den Kern des Fokolar. Die Mitglieder – in der Mehrzahl Laien, aber auch Priester – legen keine Gelübde ab. Sie schließen sich zu Kerngruppen zusammen, in denen sie miteinander das Ideal der Einheit zu verwirklichen versuchen. Ihre Aufgabe besteht darin, jeweils an ihrem Platz in der Welt zur Erneuerung der Gesellschaft im Geiste der Einheit beizutragen. Voraussetzung dafür ist die Wandlung und Bekehrung ihrer selbst gemäß dem Evangelium. Zu ihrem Lebensstil gehört die Meditation des Gotteswortes der Schrift, die Pflege des Gebetsgeistes, die Orientierung am kirchlichen Lehramt und die Praxis eines christlichen Lebens aus den normalen Gnadenmitteln wie Beichte, Eucharistie usw. Besonderen Wert legt man auch hier auf gelebte Armut. Jeden Monat z. B. opfert jeder nach seinen Verhältnissen, was er erübrigen kann. Ein wichtiges Apostolat sieht man in der Überwindung von Zwietracht und der Herstellung von Frieden und Gerechtigkeit im Alltag, sei es in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz in Fabrik, Schule, Büro. Die Gesamtzahl der Freiwilligen lag 1980 zwischen 5.000–6.000.

3. Die Priesterbewegung

Sie bildete sich seit 1962 als eigene Gruppierung heraus. Mitglieder sind in der Hauptsache Diözesanpriester, die unter ihrem Bischof in der ordentlichen Seelsorge tätig sind. Soweit es von ihrer Aufgabe her möglich ist, übernehmen sie nicht nur den Geist, sondern auch die Lebensweise des Fokolar. Sie konstituieren „Presbyterien“ mit gemeinsamem Leben, in denen Lebens- und Gütergemeinschaft praktiziert wird. Solche Presbyterien existierten 1980 gegen zweihundert.

Aus der Priesterbewegung heraus entstand in den siebziger Jahren eine Schule, die Geist und Leben des Fokolar an andere Priester weitervermittelt. Sie fing zunächst an im Mariapoli von Grottaferrata bei Rom und wurde dann 1973 nach Frascati verlegt. Die Kurse dauern gewöhnlich sechs Monate von Oktober bis März. Ab 1975 wurden für Priester, die sich nicht für soviel Zeit freimachen

können, dreiwöchige Kurse eingerichtet, die im Sommer stattfinden. Diese Kurse waren besonders in den Jahren der Identitätskrise für viele Priester eine bedeutende geistliche Hilfe.

Einen wichtigen Teil der Priesterbewegung stellt die Organisation der Theologiestudenten dar. Sie trägt den Namen „Gens“ (*Generazione nuova sacerdotale* = Neue Priestergeneration). Auch ihnen wird im Rahmen des Fokolare die Möglichkeit geboten, miteinander die Erfahrung der Einheit in Christus und der gegenseitigen Liebe in einem Klima der brüderlichen Liebe zu machen. Sie haben ein internationales Zentrum und eine eigene Zeitschrift „Gens“.

4. Die Ordensleute

Bereits in den Anfängen der Bewegung 1944/48 in Trient fühlten Ordensleute sich vom Geist des Fokolar angezogen. An der internationalen Mariapoli von 1959 nahmen nacheinander etwa 600 Mitglieder aus mehr als sechzig Orden und Kongregationen teil. Gegenwärtig halten einige Tausend Ordensleute Verbindung mit der Bewegung. Dafür sind in Rom zwei Sekretariate eingerichtet worden; außerdem gibt es nationale Sekretariate, die dem gleichen Zwecke dienen. Seit einigen Jahren bestehen in der Nähe von Rom zwei Bildungszentren, je eines für Ordensfrauen und Ordensmänner.

Es ist klar, daß bei diesen Kontakten Eigenständigkeit und Eigenleben der verschiedenen religiösen Institute respektiert wird und daß alles in Abhängigkeit von den zuständigen Obern geschieht. Das Ziel der Kontakte schließt ausdrücklich die Verlebendigung der Ordensgemeinschaften in ihrem eigenen ursprünglichen Geiste ein und will die Gemeinschaften im Sinne der gegenseitigen gottgewollten Einheit und Liebe aktivieren.

5. Die Jugendbewegung „Gen“

Mitte der sechziger Jahre begann, wie oben schon kurz gesagt, die Jugend der Bewegung sich zu formieren. 1980 zählte man in den Gruppen (oder Teams) etwa 13.000 festengagierte Mitglieder. Der Kreis der Sympathisanten, die sich dem Geist der Bewegung geöffnet haben, wird auf 150.000 geschätzt. Während des Heiligen Jahres 1975 organisierte die Gen Begegnungen Jugendlicher auf einem Gelände bei der Kallistus-Katakombe und ein Jugendfest im römischen Sportpalast mit 20.000 jugendlichen Teilnehmern. Von dem Gen-Fest 1980 in Rom mit 50.000 Teilnehmern haben wir schon gesprochen.

Es geht in der Gen um einen Lebensstil, der das Leben radikal unter das Maß des Evangeliums stellt und in der Gemeinschaft wechselseitigen Helfens und Dienens den Herrn gegenwärtig macht. Wie es der Jugend entspricht, engagiert sich

die Gen besonders stark für soziale Anliegen überall in der Welt. Dabei unterstützt sie auch Initiativen aus den Erwachsenengemeinschaften der Bewegung, so die Operation Fontem in Kamerun, die Operation Feliciano in Argentinien, Mocambos in Brasilien und Tondo auf den Philippinen.

Man unterscheidet im übrigen die Bewegung der Gen nach Altersstufen in drei Abteilungen. Die „Gen 2“ umfaßt Jugendliche über sechzehn Jahren; die „Gen 3“ die Altersklasse von acht bis fünfzehn; die „Gen 4“ Kinder unter acht Jahren. Die Gruppen sind nach Geschlechtern getrennt. Den innersten Kern der ganzen Jugendbewegung bilden Gruppen von Jugendlichen, die sich dem Geist des Fokolar besonders verschrieben haben, bis hin zur Gütergemeinschaft.

6. Bewegung „Neue Familien“

Sie entstand daraus, daß der spezifische Geist des Fokolar als Geist der Liebe, die zur Einheit in Christus strebt, natürlicherweise über die engeren Kreise der Bewegung vor allem in den Raum der Familie drängte, wo Liebe und Einheit heute oft so gefährdet sind. Träger dieser Bewegung sind die verheirateten Fokolare (s. oben). Das Anliegen der Bewegung läßt sich formulieren als Förderung einer umfassenden christlichen Familienkultur nach innen und nach außen. Die Bewegung bringt Familien zusammen zu gegenseitigem Austausch. Sie greift Probleme und Aufgaben auf, die heute besonders dringlich sind: in der Erziehung der Kinder, in der Vorbereitung der Jugendlichen auf die Ehe, in der Sorge für Waisen, für Verwitwete und alleinstehende Mütter. Zu diesem Zwecke werden Wochenendtagungen, Familienfreizeiten und andere Treffen lokaler oder regionaler Art veranstaltet.

7. Bewegung „Neue Pfarreien“

Diese Initiative ging 1967 aus einem Treffen im Zentrum Mariapoli in Rocca di Papa bei Rom hervor. Gruppen von Gläubigen mit ihren Seelsorgern machten dabei eine Erfahrung von Gemeinschaft, die sie daheim in ihren Pfarreien fortsetzen wollten. Bis 1980 entstanden 285 solcher Pfarrgemeinden, in denen man das Ideal der Pfarrgemeinde als Familie aus der Geistigkeit des Fokolar zu verwirklichen bemüht ist. Ein besonderes Mittel hierzu ist die Veröffentlichung „Wort des Lebens“, Texte der Hl. Schrift mit Kommentar, die jeden Monat zur Betrachtung und zur Umsetzung ins Leben angeboten werden. Innerhalb der Bewegung sind sogenannte „Intensivkreise“ entstanden, die sich das Anliegen „Neue Pfarreien“ besonders zu eigen gemacht haben und sich für seine Lebendigkeit verantwortlich fühlen.

8. Bewegung „Neue Gesellschaft“

Die Initiative zu dieser Bewegung kam aus den Kreisen der „Freiwilligen“. Hierbei geht es um einen Beitrag zur Gesundung des menschlichen Zusammenlebens in Bereichen wie Politik, Kultur, Arbeit, Soziales, Wirtschaft usw. Man zielt in erster Linie nicht auf Veränderung von Strukturen, sondern auf Wandlung der Menschen im Sinne der Liebesbotschaft des Evangeliums. Mittelpunkt der Bemühungen ist der Mensch als Person mit seiner Würde, im Gegensatz zum bloßen Profitstreben von Machtgruppen oder zu den totalitär organisierten Staaten mit ihrer Vernachlässigung der Person. Die Bewegung verfügt über eigene Sekretariate und veranstaltet jedes Jahr Kongresse auf internationaler oder regionaler Ebene über Sachgebiete wie Gesundheits- und Sozialwesen, Schule und Erziehung, Arbeit und Wirtschaft usw.

Werke

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine so dynamisch wachsende Bewegung mit der Zeit auch Orte und Werke hervorbrachte, in denen ihr Geist und ihre Aktivität sich modellhaft verdichtete. Typisch sind für das Fokolar die Mariapoli geblieben, mit denen 1949 in den Dolomiten angefangen wurde. 1980 z. B. fanden in der ganzen Welt insgesamt 80 dieser Sommertreffen statt mit rund 80.000 Teilnehmern, zehn davon im deutschen Sprachraum. Die Mariapoli dauern gewöhnlich fünf Tage.

Neben diesen „beweglichen“ gibt es inzwischen auch beständige Mariapoli. Ihr Mittelpunkt und Hauptzentrum befindet sich seit 1963 zwischen Grottaferrata und Rocca di Papa. Weitere stabile Zentren gibt es in Baar (Schweiz), Paris, Walsingham (England), Chicago, Betania (Uruguay), in der Nähe von Buenos Aires, bei Recife (Brasilien) und bei Manila. Ein Zentrum besonderer Art hat sich in Loppiano, zwanzig Kilometer südlich von Florenz gebildet. Es ist eine kleine Stadt von etwa 500 Bewohnern aus allen Teilen der Welt, die gemeinsam ein Leben aus der Geistigkeit der Bewegung praktizieren. Hier steht auch das Institut „Mystici Corporis“, eine zweijährige „Schule des Evangeliums“, die von über dreihundert Studenten und Studentinnen besucht wird. Eine ähnliche Lebensgemeinschaft besteht im ökumenischen Zentrum Ottmaring bei Augsburg. Etwa 120 evangelische und katholische Christen bieten hier ein Beispiel gelebter Ökumene.

Zu den Werken der Fokolar-Bewegung gehören auch die Verlagshäuser „Neue Stadt“ mit der bekannten Zeitschrift gleichen Namens. Auf dem Verlagsprogramm stehen vornehmlich Publikationen aus der Spiritualität der Fokolar-Bewegung, aber auch Werke aus christlicher Spiritualität überhaupt.

Die Spiritualität

Chiara Lubich, die Gründerin der Bewegung, hat deren Spiritualität vor einigen Jahren einmal an den folgenden Punkten verdeutlicht:

1. *Grundlage von allem war und ist das Evangelium.* Jene ersten Mitglieder, die sich während des Krieges in Trient zusammenschlossen, fingen an, das Evangelium zu lesen und zu betrachten. Sie lasen es als „Wort des Lebens“, das heißt: als Wort, das göttliches Leben in sich birgt und das Leben zu verwandeln vermag, wenn man ihm den entscheidenden Einfluß auf das eigene Leben einräumt. Aus dem Gesamt des Evangeliums aber wollte Gott der Gruppe einige Worte besonders einprägen.
2. *An erster Stelle steht in dieser Hinsicht die Botschaft: Gott ist die Liebe.* Das aber bedeutet: Gott ist Vater. Die ersten Fokolarinnen wurden von dieser Wahrheit so übermächtig, daß sie den Wunsch äußerten, auf ihrem gemeinsamen Grab sollte, falls sie ein Opfer des Krieges werden würden, die Inschrift stehen: „Wir haben an die Liebe geglaubt“ (1 Joh 4, 16). Der Glaube an die väterliche Liebe Gottes veränderte für sie die Welt. Sie wußten: Alle Haare unseres Hauptes sind gezählt. Wir brauchen vor nichts Angst zu haben. Gott mit seiner Liebe steht hinter allem, was uns betrifft.
3. *Gott lieben heißt: seinen Willen zur Richtschnur des Lebens zu machen.* Die Erkenntnis des Gottes der Liebe weckte die Gegenliebe. Das Wort der Schrift, das hier machtvoll zu den ersten Fokolarinnen sprach, war: „Nicht jeder, der zu mir ‚Herr, Herr‘ sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut“ (Mt 7, 21). Das Tun des väterlichen Willens Gottes wurde im Fokolar nicht bloß als „Ergebung“ in Gottes Willen verstanden, als ein passives Sich-Überlassen, sondern als Eingehen auf Gottes Pläne für das Heil der Menschen und zur Gestaltung der menschlichen Geschichte. Es gilt vor allem den Willen Gottes im Heute zu entdecken und zu vollbringen.
4. *Der Wille Gottes konkretisiert sich für das Fokolar vor allem im Neuen Gebot:* „Liebet einander wie ich euch geliebt habe“ (Joh 15, 12). Auf die Erfüllung dieses Gebotes „ohne Glosse“, ohne verdeutende Abstriche, verpflichteten sich die ersten Fokolarinnen durch einen wechselseitigen Pakt. Diese Liebe sollte die brennende Herdflamme in der Gemeinschaft des Fokolar sein. Aus der Kraft dieser Liebe wollten sie ein lebendiges Zeugnis für Christus in ihrer Umgebung sein.
5. *Die gegenseitige Liebe macht Jesus gegenwärtig.* Das ist eine der tiefsten Überzeugungen in der Bewegung, die „Norm aller Normen“. Sie wird verbürgt

durch das Wort Jesu: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18, 20). Von hier versteht man die Betonung der Gemeinschaft und Einheit im Fokolar. Aber es muß Gemeinschaft und Einheit in Christus sein; sonst kann sie keinen Bestand haben.

6. *Jesus am Kreuz lebt die gegenseitige Liebe vor, und zwar vor allem in seiner Verlassenheit.* In ihrer inneren Geschichte wurde das Fokolar vor das Kreuz geführt. Besonders eindrücklich wurde dabei der Ausruf des Gekreuzigten vernommen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ (Mt 27, 46). „In der lebendigen Beziehung zu Jesus dem Verlassenen findet der Fokolar die Einheit mit Gott und mit den Brüdern“.⁷ Wo immer ein Fokolar einem Menschen in Not begegnet – nicht allein in materieller Not –, da tritt der am Kreuz verlassene Christus vor ihn hin.

7. *Da die Bewegung mit dem Evangelium begann, muß sie immer aus dem Evangelium leben.* Das Leben eines Fokolar, sein Denken, Lieben, Wollen muß einer fortwährenden „Evangelisierung“ und „Re-Evangelisierung“ ausgesetzt bleiben. Ein Mittel dazu ist die allmonatliche Versendung eines Schrifttextes als „Wort des Lebens“ an alle Mitglieder der Bewegung, versehen mit einem Kommentar von Chiara Lubich (s. oben).

8. *Die Eucharistie ist das Sakrament der Einheit und Vergöttlichung.* Deshalb haben die Mitglieder der Bewegung von Anfang an die Pflicht gefühlt, sich wömmöglich jeden Tag mit Jesus in der Eucharistie zu vereinigen. Und wenn in der Bewegung die Einheit eine starke und feste Realität geworden ist, dann glaubt man dies vor allem dieser täglichen Praxis verdanken zu dürfen.

9. *Maria ist das Modell des einzelnen Fokolars wie auch der ganzen Bewegung.* Sie wird gesehen als beispielhafte Jüngerin des Herrn. Und sie ist selber ein lebendiges Wort Gottes. In besonderer Weise verehrt die Bewegung Maria als Mutter der Kirche. Ähnlich wie sie soll jeder Fokolar und die Bewegung als ganze „Mutter Christi“ werden, um Christus in die Welt zu bringen. So ist Maria nicht nur Vorbild; man versucht ihr Geheimnis zu leben. Man will „miteinander Maria sein, kollektiv ‚Maria leben‘“⁸.

10. *Auch die Hierarchie der Kirche ist für die Spiritualität des Fokolar relevant: Hierarchie bedeutet Gegenwart Christi.* Dafür zeugt das Wort Christi: „Wer euch hört, hört mich“ (Lk 10, 16). Mit der Hierarchie lebendig verbunden sein heißt wie der Rebzweig mit dem Weinstock verbunden sein. An dieser Verbundenheit darf die Erfahrung menschlicher Schwächen nichts ändern. Die explosionsartige Ausweitung der Bewegung in die Welt hängt auch mit der lebendigen Verbundenheit mit Christus in der Hierarchie zusammen.

11. Will man die Spiritualität der Fokolar-Bewegung mit einem Wort ausdrücken, dann heißt dieses Wort: *Einheit*. Es geht um ein Christentum aus der Sicht des Testaments Christi: „Daß alle eins seien!“ Darin liegt das Charakteristische der Fokolar-Spiritualität. Damit entspricht die Bewegung tiefsten Anliegen und Tendenzen in Kirche und Welt von heute.

Koordination und Leitung

Auch unter diesem Aspekt bringt eine Bewegung sich selbst und ihr Profil zum Ausdruck. Wir folgen hier der Knappheit halber den Angaben der Informationsschrift „Wo zwei oder Drei“: „Für den Zusammenhalt der Bewegung sorgt eine mehrschichtige Struktur wechselseitiger Verbindungen, die im Laufe der Zeit gewachsen ist. Die gesamte Bewegung ist zunächst einmal regional aufgliedert nach ‚Zonen‘, die jeweils ein Land oder eine Gruppe von Ländern umfassen. Jede Zone wird von zwei verantwortlichen Delegierten, einer Fokolarin und einem Fokolar, geleitet. Daneben gibt es die Aufgliederung nach Zweigen (= Berufungen) und nach Bewegungen. Sie haben jeweils ein eigenes Zentrum in Rocca di Papa bei Rom sowie verantwortliche Delegierte in jeder Zone.

Als Leitung der gesamten Bewegung fungiert ein zentraler Koordinierungsrat in Rocca di Papa, in dem die Zentren der Zweige und Bewegungen sowie einige Delegierte für besondere Aufgaben vertreten sind. Dem Koordinierungsrat steht der von einer Generalversammlung gewählte Präsident vor.

Die Delegierten der Zonen treffen sich regelmäßig mit dem zentralen Koordinierungsrat zur gemeinsamen Beratung, zur Planung des Programms und der Aktivitäten der Bewegung. Auf regionaler Ebene hat jede Zone ihren eigenen Koordinierungsrat, in dem die Delegierten der Zweige und Bewegungen vertreten sind“.⁹

¹ Wilfried Hagemann: Vielfalt in der Einheit – Zur Spiritualität der Fokolare, in: Geist und Leben 3/1979, S. 218–227, hier S. 219.

² a.a.O.

³ Wo zwei oder drei. Kurzinformation über die Fokolar-Bewegung, 2. Aufl., München 1981, S. 7.

⁴ a.a.O.

⁵ a.a.O., S. 18.

⁶ Hagemann, a.a.O., S. 222.

⁷ a.a.O., S. 224.

⁸ a.a.O., S. 220.

⁹ Wo zwei oder drei, S. 26.

Außerdem stützte der Autor sich auf Agostino Favale: I Focolarini, in: ders.: Movimenti ecclesiali contemporanei, Roma 1980, S. 202–234.

Votum vor der Vollversammlung der Römischen Bischofssynode am 6. Oktober 1980

Von Norbert und Renate Martin

Vorbemerkung: Da es sich bei diesem Vortrag um das erste Laien-Votum vor der Bischofssynode handelt, seien einige erklärende Ausführungen vorangeschickt (Näheres über die Situation der Laien auf der Synode, ihre Mitwirkung usw. in: Renate und Norbert *Martin*: Brenn-Punkt Ehe und Familie. Berichte und Reflexionen eines Auditoren-Ehepaares im Anschluß an die Römische Bischofssynode 1980, Vallendar-Schönstatt 1981, S. 86 ff. und 116 ff.).

Als die Synode begann, war die konkrete Aufgabe der Ehepaare nicht klar umrissen. So war offen, ob sie über die Sprachgruppen hinaus auch im Plenum zu Wort kämen, und wenn ja, auf welche Weise, zu welchem Zweck und in welcher Auswahl. Am Mittwoch der ersten Synodenwoche erfuhren die Auditoren, daß an einem der nächsten Tage je ein europäisches und afrikanisches Ehepaar sowie Mutter Teresa im Plenum sprechen sollten. Ihre Voten sollten die über 160 Stellungnahmen der Vertreter des Weltepiskopats (die je höchstens acht Minuten sprechen konnten) abschließen, in denen die gesamte Breite der empirischen Phänomene von Ehe und Familie in der heutigen Welt dargelegt worden waren. Drei Faktoren unterschieden sie von den Bischofsvoten: Zum erstenmal sprachen Laien, ihre Redezeit war auf 20 bis 30 Minuten erweitert und sie sollten nicht – wie die Bischöfe – von den Sitzpulten aus sprechen, sondern vom Präsidiumspult aus, an dem auch der Heilige Vater saß.

In geheimer Wahl bestimmten alle Ehepaare gemeinsam, daß das deutsche Ehepaar als erstes und dann das kongolesische Ehepaar sprechen sollte. Diese übernahmen damit eine aus mehreren Gründen exponierte und exponierende Aufgabe:

- Ihr Auftreten würde mitentscheiden über das Gesamtklima hinsichtlich der Ehepaare im weiteren Verlauf der Synode. Aus der Zustimmung, die ihre Vorträge von Seiten aller Auditoren und – wie sich in zahllosen Gesprächen mit Bischöfen zeigte – der Bischöfe erfuhr, wird deutlich, daß die Aufgabe nach innen gelöst wurde. Echos von außen mußten notwendig unqualifiziert bleiben, da bei den Vorträgen über die Synodenteilnehmer hinaus keine Zuhörer zugelassen waren und Kritikern nur die wenige Zeilen umfassende Pres- senotiz zur Verfügung stand.
- Die Zeit für die Abfassung dieser gewichtigen Aussagen war sehr kurz bemessen. Am Abend des folgenden Tages schon mußte das wörtliche Manuskript abgegeben werden (das übrigens keinerlei Zensur unterlag).

- Die Aufgabenstellung war so genuin christlich und in den Innenraum der Synode hinein formuliert, daß notwendigerweise viele „frustriert“ werden mußten, die sich nichts anderes vorstellen konnten (oder sehnlicher erwarteten), als daß von den Ehepaaren in noch stärkerem Maße als von den Bischöfen die vielen Nöte der heutigen Ehen vorgebracht würden – das betraf vor allem weithin die Presse. Aber gerade die Nöte sollten ausgespart und die Möglichkeiten des positiven Lebens in den Vordergrund gerückt werden. Es ging um persönlich gefärbtes positives Zeugnis, nicht um negative Realitätsbeschreibung oder gar Anklage.

Die Voten standen unter folgenden Prämissen, die uns von der Synodenleitung als Hinweise, Anhaltspunkte und Bitten vorgegeben waren:

1. Wir sprachen nicht als Sprachrohr eines bestimmten Landes oder einer dortigen Interessengruppe, sondern als *ein katholisches Ehepaar* aus dem Kreis der Auditoren. (Die Bischöfe hatten ja die ihnen von den jeweiligen Laienverbänden als dringlichste Probleme empfohlenen Punkte in ihren Voten schon erwähnt und der Vollversammlung vorgelegt.)
2. Es sollten *nicht* noch ein weiteres Mal *die Probleme dargelegt* werden, die die Synode inzwischen durch die Voten der Bischöfe aus allen Ländern und bis in Einzelheiten hinein vor sich ausgebreitet hatte und die nun in den Sprachgruppen näher behandelt werden sollten.
3. Vielmehr sollte deutlich werden, daß trotz aller menschlichen Armseligkeit und Schuld die *grundsätzliche Möglichkeit* allen offensteht, auch heute katholische Ehe und Familie zu gestalten.
4. Es sollte ein *persönliches Zeugnis einer konkreten Familie sein*, das in den *geschlossenen Raum der Synode gesprochen* und *nicht für die Öffentlichkeit bestimmt* war.
5. Es sollte aber auch die *spirituelle Orientierung* der dahinterstehenden Familiengemeinschaft deutlich werden, damit die Allgemeingültigkeit dieser Möglichkeiten in den je verschiedenen kulturellen Milieus dokumentiert wurde, d. h. das Zeugnis sollte in gewissem Sinn eines von möglichen Tausenden sein.
6. Schließlich sollte das Votum angesichts der bedrückenden Not von Ehe und Familie, die nach der ersten Woche allen in der Aula überdeutlich war, *den Bischöfen Mut machen*, weil auch diese „andere Seite der Medaille“ *Realität* ist. Ideale werden nicht erst Realität durch ihre Realisierung, von der man als Mensch weit entfernt ist. Auch als Idee, als bejahte Entscheidung zu diesem Ideal und im Willen, im Alltag mühsam darauf zuzugehen, realisieren sie sich und erweisen sich als wirkende Kräfte. Das trifft auf jedes Ideal zu, in gesteigertem Maße aber auf alle religiösen Ideale, zu deren Verwirklichung nicht nur menschlicher Wille und Kraft, sondern auch Gottes Gnade verhilft.

N. u. R. M.

Heiliger Vater!
Liebe Väter der Ecclesia!
Liebe Väter und Mütter der Ecclesiola!¹
Verehrte Zuhörer!

Zunächst möchten wir uns von Herzen bedanken, daß auch Ehepaare in dieser Vollversammlung das Wort ergreifen dürfen².

Wenn wir im folgenden „Wir“ sagen, dann ist das kein „Pluralis maiestatis“, sondern ein „Pluralis coniugalis“.

Die Gruppe der Auditoren-Ehepaare hat uns gewählt, als erste zu sprechen. Wir alle hoffen aber, daß das Zeugnis der anderen Ehepaare folgen wird, damit die Vielfalt der spirituellen Aufbrüche und der familialen Erfahrungen der Ecclesiola ermutigend vor allen Vätern der Synode sichtbar wird.

Wir möchten uns zunächst kurz vorstellen. Wir heißen Norbert und Renate Martin, wohnen in der Nähe von Koblenz in Deutschland und sind seit 15 Jahren verheiratet. Wir haben vier Kinder, drei Töchter im Alter von 14, 12 und 10 und einen Sohn von 6 Jahren.

(N. Martin:) Ich bin Professor für Soziologie und arbeite außerdem als wissenschaftlicher Berater für Ehe- und Familienfragen im Zentralkomitee der Deutschen Katholiken mit, da ich seit Jahren über religions- und familiensoziologische Probleme wissenschaftlich arbeite und Vorlesungen halte.

(R. Martin:) Ich habe Philologie studiert, habe mich aber nach der Heirat ganz dem Aufbau der Familie gewidmet, dazu allerdings dauernd die wissenschaftliche Arbeit meines Mannes kritisch begleitet und mit ihm eine Artikelserie über „Verantwortliche Elternschaft“ veröffentlicht.

Wir gehören dem Familienwerk der Schönstattbewegung an; unsere Spiritualität ist von daher wesentlich geprägt.

Die Tatsache, daß heute in der Kirche einerseits auf breiter Basis spirituelle Familienbewegungen entstehen und andererseits Sie, Heiliger Vater, wie wenige Ihrer Vorgänger mit Herz und Wissen der Familie zugetan sind, diese Tatsache ist für uns ein beglückendes Zeichen für das Wirken des Heiligen Geistes in unserer Zeit.

Als wir von der Möglichkeit, heute hier sprechen zu können, überrascht wurden, haben wir uns vielmals gefragt, was wir Ihnen in den wenigen Minuten, die uns zu Verfügung stehen, aus dem vielen, was uns bewegt, sagen sollen.

Kardinal Etchegaray³ sprach in seiner Stellungnahme in Bezug auf die Zukunft von Ehe und Familie von einer „gigantischen Herausforderung“, vor der wir stehen. Ich könnte als Soziologe viele empirische Daten für diese Feststellung zitieren, über Abtreibung, Scheidung, Sexualität usw. Ich möchte aber – gerade auch als Soziologe – an die Warnung von Kardinal Felici⁴ vor der Faszination

durch Statistiken und empirische Daten erinnern. Sie sind für sich stumm und reden erst im Lichte von Theorien.

Viele Väter haben in dieser Aula mit Recht auf die realen Situationen und Probleme verwiesen, die uns allen geläufig sind. Darüber wird in den *circuli minoris*⁵ noch zu sprechen sein. Wir kennen auch aus unserem Freundes- und Bekanntenkreis die Probleme „vor Ort“, das Verlassenwerden eines unschuldigen Eheteils, die sexuellen Probleme, Selbstmorde, eheliche Untreue, das Auseinanderbrechen von „Fassaden-Familien“ usw. Da wir selbst heranwachsende Kinder haben, sehen wir mit besonderer Sorge die immer größer werdende Zahl (besonders unter Studenten) von sogenannten „freien Lebensgemeinschaften“, die nicht – wie die Familie – eine „Herberge der Menschlichkeit“, sondern sehr oft „Absteigequartiere des Egoismus“ sind. Manchmal verwenden wir große Teile unserer Zeit auf das Mittragen solcher Problem-Fälle, auf helfende Gespräche, auf das Aushalten von Vorwürfen gegen die Kirche, das Begleiten notvoller Situationen durch Gebet und Freundschaft und auf die Beantwortung der bohrenden Fragen, die unsere Kinder uns angesichts solcher Fälle immer wieder stellen. Bei all dem haben wir unsere eigene Unzulänglichkeit und Schwachheit zu ertragen. Wir sagen das, damit Sie nicht den Eindruck gewinnen, daß unsere folgenden Aussagen von solchen stammen, die abgehoben von der Realität des Alltags über den Wolken – wir sagen im Deutschen: im Wolkenkuckucksheim – schweben. Die Wirklichkeit ist, daß der anthropologische Bindungsorganismus⁶, zu dem der Mensch durch Schöpfung und Neuschöpfung gehört, in der Tat weithin zerstört ist und unsere „gigantische Herausforderung“ darin besteht, diesen Bindungsorganismus wieder sichtbar und erlebbar zu machen – oder wie Bischof Conrero aus Argentinien in seinem Votum, sagte: „die Wurzel zu heilen, damit die Blüte sich entfalten kann“⁷.

Über die Analyse der Realität und das Ziel, auf das unser Handeln gerichtet sein muß, sind wir uns in dieser Aula im großen und ganzen einig. Aber welches sind die *Mittel*, theologisch, pastoral, pädagogisch, didaktisch und methodisch? All die schönen Wahrheiten über Ehe und Familie, die wir mit großer Freude im „*Instrumentum laboris*“⁸ finden, waren, als wir unsere Brautschaft begannen, im Bewußtsein des katholischen Volkes kaum vorhanden. Trotzdem haben wir unsere Brautzeit, Ehe- und Familiengeschichte als Heilsgeschichte erleben gelernt. Wir kamen dazu durch eigenes Erleben und Studium, durch die Beschäftigung mit der Spiritualität des Gründers von Schönstatt, Pater Joseph Kentenich, und das Leben in unserer Familienbewegung. Deutlich zeigten sich im Lauf der Jahre gleichsam zwei *Grundpfeiler* für die christliche Gestaltung unseres Familienlebens. Der eine ist das *absolute Ernstnehmen der Realität der Übernatur*, der zweite der schrittweise *Aufbau einer eigenen „Familienkultur“*. In ihr werden die erkannten theologischen Wirklichkeiten im Handeln erfahrbar, festigen und entfalten die verschiedenen Bindungen in der Familie und schenken allen

Geborgenheit trotz der Wirren der Zeit (die auch mitten durch *unsere* Herzen gehen).

Die Realität der in der Theologie des Ehesakramentes erkannten Wahrheiten fordert uns Eheleute zu einer ganz eigenen Entscheidung heraus: Tun wir den Schritt des Glaubens und versuchen unser tägliches Leben danach auszurichten, daß unsere Ehe die reale Darstellung des am Kreuze besiegelten Liebesbundes Christi mit seiner Kirche ist, daß der Bindungsorganismus der Trinität und der Nazarethfamilie das Gesicht der christlichen Ehe prägen soll, oder lassen wir diese Gedanken achtlos beiseite?

Alle anderen Sakramente bereiten gewissermaßen dieses unser spezielles Sakrament vor (wobei es tiefe Verbindungen insbesondere zum Sakrament der Eucharistie gibt). So wird das Ja oder Nein zur bewußten Eingliederung der eigenen Ehe in das Geheimnis des Mystischen Leibes Christi, wie der hl. Paulus es im Epheser-Brief⁹ verkündet, zur Probe auf die Echtheit des bisherigen religiösen Lebens.

Diese Gedanken sind nicht abstrakt. Jeder Tag bietet viele Gelegenheiten, sie Leben werden zu lassen, denn am Tun Christi und seiner Kirche können christliche Eheleute ihre Begeisterung füreinander ausrichten, ihre Enttäuschungen aneinander, ihre Freuden und Erfolge, ihre Versagen, Leiden und Verzagen, ihr oft mühsames Tun im Alltag, aber auch den verantwortungsvollen Umgang mit ihrer eigenen Fruchtbarkeit und das Verhältnis zu ihren Kindern. Aus eigener Kraft wäre diese Aufgabe wohl nicht zu leisten, aber da die Ehe Sakrament ist, ist Christus selber als wichtigster Partner in der Mitte jeder Ehe anwesend. Er stärkt, versöhnt, ermutigt, erleuchtet, vervollkommnet sie. In der betenden Hinwendung zu Christus erwächst so die für den Alltag Kraft spendende Spiritualität der Ehe als Ecclesiola, in der Christus auf besondere Art in der Ecclesia anwesend werden will.

Immer wieder haben wir in ganz konkreten Fällen, bei Krankheiten der Kinder und in anderen notvollen Situationen (die keiner Familie erspart bleiben, weil zur christlichen Realität Fest *und* Kreuz gehören) erfahren, daß wir als Eheleute lernen müssen, auf den Dritten, auf Christus zu hören, der in unserer ehelichen Liebe bei uns ist. So wird Ehegeschichte zur Heilsgeschichte.

Fragen wir uns, wie wir *pädagogisch* in diese Haltung hineingelangen, so stoßen wir auf die Gottesmutter. Sie lebte ganz in der fragenden Haltung: *Was will Christus?* Wenn wir uns in ihre Haltung hineinleben, werden wir feinhörig für *ihn*. Wir können also nichts besseres tun, als die Gottesmutter in die Familie hineinzunehmen, weil sie ja nicht nur Vorbild, sondern auch Erzieherin ist. Dann bleibt aufgrund der erzieherischen Tätigkeit der Gottesmutter der Glaube nicht ein blasser Gedanke wie in der rationalistischen Theologie. Das achte Kapitel

von „Lumen Gentium¹⁰“ bietet uns dafür eine ausgezeichnete theologische Grundlage an.

Das Zweite Vatikanische Konzil zeigt uns darin Maria auf als das Bild des volleren Menschen und der Kirche. Sie ist das Urbild der Kirche, der Ecclesia. Wie sollte sie nicht auch von entscheidender Bedeutung für die Ecclesia domestica sein? (LG, 11). Maria wird als „überragendes und völlig einzigartiges Glied der Kirche wie auch als ihr Typus und klarstes Urbild im Glauben und in der Liebe begrüßt, und die katholische Kirche verehrt sie, vom Heiligen Geist gelehrt, in kindlicher Liebe als geliebte Mutter“ (LG, 53). Maria ist „zuerst in die Heilsgeschichte eingegangen“ (LG, 65), und diese Stellung der Gottesmutter in der „Heilsökonomie dauert unaufhörlich an“ (LG, 62). Wie Maria schon „Bild und Anbeginn der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Tages des Herrn als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran“ (LG, 68).

Da die Familie als Kirche im kleinen ein Abbild der Kirche im großen ist, ereignet sich auch in ihr wie in der Kirche eine Fortsetzung der Inkarnation. Die Mutter dieser wie jener Inkarnation ist Maria. Sie ist das „Heiligtum des Heiligen Geistes“ (LG, 53), der jede Erneuerung der Kirche bewirkt. Dort, wo Maria ist, läßt sich der Heilige Geist besonders gerne nieder. Wer also die Familie retten will, darf Maria nicht übersehen. Und hier möchten wir noch einmal betonen, daß es für uns wichtig war, in Maria nicht nur das Vorbild (*causa exemplaris*) für unsere Familie zu sehen, sondern auch die *causa formans*, die Mutter und Erzieherin. Darin vor allem drückt sich für uns die Realität der Übernatur in Bezug auf sie aus. Mit den Worten des hl. Vinzenz Pallotti: „Sie ist der große Missionar, sie wird Wunder wirken.“ Und wir bekennen aus eigener Erfahrung, sie wirkt Wunder der seelischen Beheimatung, Umwandlung und apostolischen Fruchtbarkeit. Sie, die „Mutter der schönen Liebe¹¹“, vermag auch, die Liebe der Eheleute zu läutern, so daß sich ihre Liebe dem „unverdorbenen Konzept“ – wie eine gute Umschreibung der *Immaculata conceptio* lautet – anzunähern vermag. Das bedeutet keine Abwertung oder Zurücksetzung der in der Ehe legitimen Sexualität – im Gegenteil, es bedeutet ihre *Kultivierung* im Sinne der „schönen Liebe“ und ihre *Integration* in die volle Würde des Menschen.

Wie aber erreichen wir es, daß die Gottesmutter ihre Wirksamkeit in der Familie entfaltet? Pater Josef Kentenich sagte dazu 1948¹²:

„Nehmen Sie das Bild der Gottesmutter mit und räumen Sie ihm einen Ehrenplatz in Ihren Wohnungen ein. So werden diese selber zu kleinen Heiligtümern, in denen das Gnadenbild gnadenwirkend sich erweist, ein heiliges Familienland schafft und heilige Familienglieder formt. ... So erfassen Sie die große Bedeutung Ihrer neuen Lebensaufgabe und erhalten Kraft, die Familienmoral zu verwirklichen, die die Päpste in ihren Enzykliken festgelegt haben, erarbeiten eine

brauchbare Familien-Aszese und -Pädagogik und verewigen bewährte und be-
seelte Familienbräuche.“

Es hat uns besonders gefreut, die gleichen Überlegungen im Brief der polnischen
Bischöfe an die Familien (1978) zu finden. Wir verdanken die Kenntnis dieses
Zitates Bischof Gonzales aus Mexiko, der es uns nach einem Gespräch in die
Hand gab. Etwas gekürzt lautet es:

„Invitez l'image de Notre-Dame dans vos maisons, confiez-vous pleinement à la
Sainte Vierge en toute confiance, en lui soumettant tous les problèmes de votre
vie familiale. La maison qui honorera la Mère de Dieu se placera sous sa protec-
tion, saura se défendre contre toutes les adversités... Confiez vos familles à la
Mère de l'Eglise... Considérez-la comme votre Mère. Elle assainira ce qui, dans
votre vie, ne va pas bien, et elle vous rendra capables de répondre à l'appel de
Dieu¹³.“

Den Grundstein zu unserer eigenen Familienkultur, den zweiten Hauptpfeiler
unserer Ehe, legten wir, indem wir daran gingen, diesen Aufruf in die Tat umzu-
setzen. Wir drückten unsere Bindung an die Gottesmutter dadurch aus, daß wir
ihrem Bild neben dem Kreuz einen Ehrenplatz in unserer Wohnung gaben, wir
richteten ein „Hausheiligtum“ ein, wodurch das ganze Haus sichtbar ein „do-
mestic sanctuary“ wurde, wie Bischof Copas es forderte¹⁴. Realität der Überna-
tur bedeutet ja nicht nur, daß wir theologische Wahrheiten nicht leugnen, son-
dern daß wir mit den konkreten Personen der Übernatur Kontakt aufnehmen
und Gemeinschaft pflegen. Wenn wir jetzt mehr Zeit hätten, würden wir Ihnen
gerne viele Beispiele erzählen, wie aus dieser zugleich konkreten und geistigen
Mitte des Hauses das gesamte Ehe- und Familienleben befruchtet wird, weil von
hier aus sich die Wirksamkeit der Gottesmutter als Mutter, Erzieherin und Kö-
nigin der Familie erweist. Sie sähen dann z. B., wie real schon für kleine Kinder
theologische Wahrheiten werden können, wie sich das Gebet der Eheleute und
das Familiengebet selbstverständlich entfaltet, im Alltag wie an Festtagen, wie
die Kinder hier zu den Sakramenten hingeführt werden, wie die Eltern Rat und
Trost in Erziehungsfragen und anderen Schwierigkeiten erfahren, weil sie in die
Haltung des „stabat mater“ hineingezogen werden, wie die Gottesmutter von
dort aus in andere Familien hineinwirkt und Gemeinschaft zwischen Familien
und in den Familiengruppen schafft, wie hier Einheit auch zwischen Familien,
Priestern und Ordensleuten entsteht, wie die Mitverantwortung für die Weltkir-
che erwacht, wie Maria den Sinn für eheliche Keuschheit und verantwortliche
Elternschaft weckt, wie sie zum Ausharren in Kreuz und Leid ermutigt und alle
Familienmitglieder in die Nachfolge Christi hineinzieht. In ihrem Hausheilig-
tum feiern, basteln, spielen und singen die Eltern mit ihren Kindern, hier lernen
sie den richtigen Gebrauch der Massenmedien, hier ist Beginn und Abschluß ih-
res Tagewerkes, hierher bringen sie freud- und leidvolle Nachrichten, von hier
gestalten sie die liturgischen Feste des Jahres sowie die der Gottesmutter beson-

ders geweihten Monate Mai und Oktober, den Rosenkranzmonat, den unsere Kinder dieses Jahr, weil wir Eltern an dieser Synode teilnehmen, leider ohne uns feiern müssen. So ist nicht das Fernsehen, sondern das Bild der Gottesmutter das heimliche Herz unseres Hauses. Familie wird hier Raum der Entscheidung für unsere Kinder, die die Zukunft der Kirche sind.

Nun stehen beide „Pfeiler“, die wir für unser Gebäude „christliche Familie“ brauchen, vor Ihnen: die Spiritualität und die im Alltag sich ausprägende Familienkultur. Es hat sich weltweit gezeigt, daß jede Familie sie im Verlauf der Jahre in der ihr eigenen Art bauen kann, ob sie arm oder reich ist, ob sie in der ersten, zweiten oder dritten Welt lebt¹⁵.

Wir wollen die Zusammenfassung unserer Gedanken als *Bitten* an Sie, die Väter der Kirche, formulieren:

- 1) Helfen Sie durch eine geeignete Pastoral, daß die Jugend von Kindheit an schrittweise zur Erkenntnis der Größe des Ehesakramentes kommen kann.
- 2) Suchen Sie nach menschlichen Lösungen für die heutigen Ehenöte, künden Sie aber noch mehr den Eheleuten ihre Ehe als Teilnahme und Darstellung der Liebe Christi zu seiner Kirche, der mitten in Ecclesia und Ecclesiola anwesend ist. So werden unsere Familien fähig zum Aufbau einer wertvollen Familienkultur.
- 3) Gehen Sie selbst noch mehr auf die Familien zu, damit ein nicht abreißender Dialog zwischen Eheleuten, Bischöfen, Priestern und Ordensleuten entsteht, wie er hier so oft gefordert wurde.
- 4) Betonen Sie in der Katechese die gottgewollte fortdauernde Aufgabe der Gottesmutter in der Heilsordnung, damit die Menschen sich an sie binden und sich von ihr erziehen lassen zu Werkzeugen Gottes. So wird die Übernatur zu einer erfahrenen Realität. Sie, das Urbild der Kirche, möchte in den Familien Raum erhalten, damit sie als Mutter und Erzieherin darin wirken kann, indem sie die ganze Familie zu Christus führt.
- 5) Man darf nicht glauben, daß das christliche Eheideal möglichst *niedrig* angesetzt werden muß, damit es erreicht werden kann. Wo Begeisterung geweckt wird, entstehen der Wunsch und die Kraft, trotz aller Schwierigkeiten dem hohen Ziel der Vollkommenheit zuzustreben, zu der Christus uns alle berufen hat. Kardinal Höffner hat es einmal etwa so formuliert: Die Kirche ist noch nie durch ein Weniger, sondern immer durch ein Mehr erneuert worden¹⁶.
- 6) Es ist kein Zufall, daß in unserer Zeit erstmals in der Kirche familienspirituelle Bewegungen aufgebrochen sind. Die Kirche sollte ihre Erfahrungen sammeln, ihre Zusammenarbeit fördern und sie so fruchtbar werden lassen für eine neue Familienpastoral.
- 7) Wir stehen trotz der Erschütterungen und Umwälzungen, die die Familie betreffen, nicht am Ende der Familien sondern erst am Anfang einer neuen Blüte

ihrer christlichen Ausfaltung. Deshalb können wir mit Christus und Maria im Hl. Geist hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neue Zeit gehen. Und darum schließen wir mit dem Gebet, das vielleicht einmal zu einer offiziellen Anrufung der Gottesmutter werden könnte:
Regina familiae, ora pro nobis!

Anmerkungen

- ¹ Die „Väter der Ecclesia“ sind die Bischöfe und der Papst, mit der „Ecclesiola“ ist die Hauskirche, sind Ehe und Familie angesprochen, hier die als Auditoren anwesenden Eheleute.
- ² Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht klar, ob von den Laien nur die beiden Ehepaare sprechen würden oder ob weitere oder gar alle (wie es dann tatsächlich geschah) ihre Voten abgeben könnten. Der Text wurde abwechselnd von Mann und Frau gesprochen.
- ³ Kardinal Roger Etchegaray, Erzbischof von Marseille (Frankreich), in seinem Votum vom 30. September 1980.
- ⁴ Kardinal Pericle Felici, Präfekt des obersten Gerichtshofes der Päpstlichen Signatur in seinem Votum vom 29. September 1980.
- ⁵ Die „circuli minores“ waren elf nach Sprachen zusammengesetzte Arbeitsgruppen von je ca. 20 bis 30 Mitgliedern, die sich ab der zweiten Woche regelmäßig trafen. Die Ehepaare waren auf die Sprachgruppen verteilt und arbeiteten dort gleichberechtigt mit (vgl. *Martin*, a.a.O., S. 107 ff.).
- ⁶ Zum Problem des „Bindungsorganismus“ vgl. Benito *Schneider*: Kirche als Familie. Grundzüge einer Bindungslehre, Vallendar-Schönstatt 1975. Causa secunda. Textbuch zur Zweitursachenlehre bei P. Josef Kentenich, hrsg. vom Josef-Kentenich-Institut, Freiburg 1979. Christa *Meves* und Lothar *Kaiser*: Zeitloses Maß in maßloser Zeit, Hitzkirch 1976. Norbert *Martin*: Die Zerstörung des Bindungsorganismus in der heutigen Zeit, in: Oktoberwoche 1980, Schönstatt 1981, S. 25-49.
- ⁷ Blas Victorio Conrero, Erzbischof von Tucumán, Argentinien, in seinem Votum vom 1. Oktober 1980.
- ⁸ Das „Instrumentum laboris“ war eine vor der Synode an die Synodalen von Seiten des Generalsekretariats der Synode verschickte lateinische, 88seitige Arbeitsgrundlage (Titel: „Über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute“), das zur Vorbereitung auf die Synode diente.
- ⁹ Epheser 5, 32.
- ¹⁰ Dogmatische Konstitution über die Kirche („Lumen gentium“, LG) des Zweiten Vatikanischen Konzils, Kap. 8, Nr. 52-69: „Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“.
- ¹¹ Papst Johannes Paul II. benutzte im Mai 1981 beim Familientreffen der Focolar-Bewegung in Rom diesen Titel ausdrücklich im Zusammenhang der Ehe. „Seid Apostel der schönen Liebe! So empfehle ich denn euch, liebe Brüder und Schwestern, der Gottesmutter, ... der Mutter der schönen Liebe.“ (Osservatore Romano 20/1981, S. 8).
- ¹² Brief Pater Kentenichs zu einer der ersten großen Familientagungen in Schönstatt. Er befand sich damals auf einer seiner großen Weltreisen in Südamerika. Wegen der grundsätzlichen Bedeutung der zentralen Passagen dieses Briefes wird er auch gern als „Gründungsurkunde“ des Familienwerkes bezeichnet, das Pater Kentenich 1942 im Konzentrationslager Dachau gründete.
- ¹³ „Laden Sie das Bild unserer lieben Frau in Ihre Häuser ein, überlassen Sie sich ganz und voll Vertrauen der heiligen Jungfrau, indem Sie ihr alle Probleme Ihres Familienlebens unterbreiten. Das Haus, das die Gottesmutter ehren wird, wird sich unter ihren Schutz stellen, wird sich zu verteidigen wissen gegen alle Widrigkeiten ... Vertrauen Sie Ihre Familien der Mutter der Kirche an ... Betrachten Sie sie als Ihre Mutter. Sie wird heilen, was in Ihrem Leben nicht richtig läuft, und sie wird Sie fähig machen, dem Anruf Gottes zu folgen.“ Der volle Text ist abgedruckt in: „Le Christ au Monde“, 25 (1980), Nr. 4, S. 222-227, Zitat S. 227.

- ¹⁴ Virgil Patrick Copas, Erzbischof von Kerema, Papua Neu-Guinea, in seinem Votum vom 1. Oktober 1980.
- ¹⁵ Es war uns wichtig, darauf hinzuweisen, daß dies nicht nur für entwickelte Industrienationen gilt, sondern auf der weltweiten Erfahrung von Familien basiert. Das Schönstätter Familienwerk als Zweig der Internationalen Schönstatt-Bewegung ist in über 25 Ländern verbreitet. Entsprechende Erfahrungen gelten auch für viele andere Familienbewegungen (z. B. Focolare, Equipes Notre Dame, Marriage encounter u. a.).
- ¹⁶ Vgl. Kardinal Josef Höffner: Pastoral der Kirchenfremden. Eröffnungsreferat bei der Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 1979 in Fulda, Bonn 1979, S. 67: „Die Kirche ist noch nie durch ein Weniger, sondern immer durch ein Mehr an Christusnachfolge und Kreuzesliebe erneuert worden. Sie ist die Kirche des Gekreuzigten und nicht die des ‚billigen Jakob‘.“ Der Kardinal bezieht das ausdrücklich auf Fragen der Ehemoral und Sexualethik. Vorliegender Artikel erscheint demnächst auch in einer Dokumentation zur Bischofssynode, in der auch die anderen Laienvoten enthalten sind: Familie und Liebe. Dokumentation der Bischofssynode 1980 in Rom. Verlag Neue Stadt, München, ca. 200 S. Erscheinungstermin November 1982.

Buchbesprechungen

AM 27. DEZEMBER WERDEN ES HUNDERT Jahre sein, daß Abt Franz Pfanner auf dem Gelände der späteren Abtei Marianhill, zwanzig Kilometer westlich von Durban/Südafrika gelegen, zusammen mit seiner Mönchsgemeinde die erste hl. Messe feierte. Ereignis und Datum werden als Auftakt der berühmten Marianhiller Mission in Südafrika betrachtet. Abt Pfanner war an dem Orte angekommen, den die göttliche Vorsehung für ihn bestimmt hatte und der für immer mit seinem Namen verbunden bleibt. Pfanner – bei der Ankunft in Marianhill war er noch nicht Abt, sondern Prior; die Abtweihe empfing er drei Jahre später – war damals bereits 57 Jahre alt und hatte ein reichbewegtes Leben hinter sich. Geboren 1825 als Sohn eines Sägewerksbesitzers in der Nähe von Bregenz/Vorarlberg, war er nach Studien in Feldkirch, Innsbruck, Padua und Brixen 1850 zum Priester geweiht worden. Neun Jahre war er Pfarrer in einem Ort nicht weit von seiner Geburtsheimat entfernt. 1859 schickte sein Bischof ihn als Spiritual in ein Kloster der Barmherzigen Schwestern nach Agram/Zagreb. Der urwüchsige Mann muß bei den Schwestern vortrefflich gewirkt haben. Als er vier Jahre später sich von dort verabschiedete, sagte die Oberin: „Bevor Sie kamen, waren mehr als dreißig Schwestern Skrupulantinnen.“ 1863, nach einer Wallfahrt ins Hl. Land, tritt Pfanner in das Trappistenkloster von Mariawald bei Heimbach/Eifel ein. Nach der Ordensprofess am 24. November 1864 wird er Arbeitsvorstand, Subprior und Brüdermagister. 1867 verläßt er Mariawald mit einem Laienbruder in der Absicht, irgendwo in Österreich ein neues Trappistenkloster zu gründen. Er gelangt schließlich mit drei Laienbrüdern nach Rom. Dort vertraut Pius IX. den vier Trappisten das Kloster und die drei Kirchen von Trefontane an. Zwischendurch erreicht Pfanner, daß die ihm ausgesprochene Entlassung aus dem Orden von der römischen Kurie annulliert wird. 1869 endlich kommt die Gründung zustande, zu der er von Mariawald ausgezogen war: bei Banjaluka im damals noch türkischen Bosnien. Pfanner gibt dem Kloster den Namen Mariastern. Zehn Jahre später, auf dem Generalkapitel der Trappisten in Septfons/Frankreich, an dem Pfanner als Prior von Mariastern teilnimmt, erscheint Bischof Ricards aus Südafrika und bittet um Mönche. Von den versam-

melten Klosteroberen sagt einer zu: Franz Pfanner. Im Sommer 1880 reist er mit einer Gruppe von dreißig Mönchen über London nach Port Elizabeth. Die erste klösterliche Niederlassung eröffnet er in Dunbrody in der Kap-provinz. Aber da die Verhältnisse hier zu ungünstig sind, begibt der Prior sich mit seiner Gemeinschaft in die Provinz Natal, wo der zuständige Bischof bereit ist, sie aufzunehmen. Es kommt zur Gründung von Marianhill.

In den folgenden Jahren vollbringt Pfanner mit seinen Mönchen ein Werk, das in Afrika, südlich des Äquator, nicht seinesgleichen hat. Marianhill wird nicht nur zum größten Missionszentrum in Südafrika, sondern auch zur größten Trappistenabtei der Welt. 1885 erhält Pfanner die Abtweihe. Im gleichen Jahr ruft er die Gemeinschaft der Marianhiller Missionsschwestern vom kostbaren Blut ins Leben. Von der Abtei in Marianhill aus errichtet Pfanner weitere 28 blühende Missionsstationen. Typisch für ihn ist, daß er ihnen gerne Namen von marianischen Wallfahrtsorten in der deutschsprachigen Heimat gibt: Mariazell, Marialinden, Telgte, Einsiedeln, Kevelaer usw. Die Mission der Trappisten von Marianhill mit ihren vielfältigen Einrichtungen kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Arbeit wird bahnbrechend in Südafrika, besonders auf dem Gebiet des Schulwesens sowie der Ausbildung von Priestern und Lehrern. Doch mit dem Erfolg war im Leben Abt Pfanners immer schon Prüfung und Leid einhergegangen. So auch jetzt. Man hat ihn in Rom angeklagt. Der 1892 nach Marianhill entsandte Visitor enthebt den Abt zunächst für ein Jahr seines Amtes. 1893 resigniert er ganz. Er zieht sich auf die von ihm gegründete Station Emaus zurück. Hier stirbt er am 24. Mai 1909. Noch vor seinem Tode hatte er vernommen, daß seine Gründung durch ein Dekret Pius X. vom 2. Februar 1909 vom Trappistenorden getrennt und zu einer selbständigen Missionskongregation gemacht worden war.

Dieses weitgespannte und gesegnete Leben hat aus Anlaß des 100. Gründungstages von Marianhill eine neue Darstellung gefunden: „Der Trommler Gottes – Missionsabt Franz Pfanner, Abenteurer und Rebell“ von Pater Adalbert Ludwig Balling. Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen. Der Autor zeigt sich in der Kenntnis der Verhältnisse des Lebens seines Helden wie auch

in den Quellen vorzüglich bewandert. Vor allem läßt er ihn selbst immer wieder in seiner erfrischenden Sprache zu Wort kommen. So entsteht von Seite zu Seite deutlicher das beeindruckende Profil eines Mannes, der von Natur aus kernig, energiegeladen, nicht selten auch kantig war; der sich hochherzig von Gott und Gottes Gnade ergreifen und führen ließ, auch wenn es große Opfer kostete.

Am Schluß des Buches erfahren wir, daß die Marianhiller seit 1963 die Seligsprechung ihres Gründers anstreben. Der Autor fragt dabei: „Ob Pfanner heiliggesprochen wird?“ Vermutlich dachte er bei dieser Frage an die Spannungen, die zum Leben Pfanners gehörten. Und er meint: „Ausschließen kann man es nicht.“ Vielleicht aber sollten gerade Männer vom Schläge Pfanners zur Ehre der Altäre gelangen. Er war jedenfalls einer, mit dem Gott Geschichte machen konnte, ein Stück Heilsgeschichte in unserer Welt.

Adalbert Ludwig Balling: Der Trommler Gottes. Missionsabt Franz Pfanner – Abenteurer und Rebell, Freiburg im Breisgau 1981: Verlag Herder, 352 S., geb., DM 29,80.

E. Monnerjahn

DER HL. ALFONS VON LIGOURI (1696 bis 1787) gehört zu den erfolgreichsten theologischen Schriftstellern der Kirche. Die von ihm verfaßten 111 Werke und Schriften erreichten bisher nicht weniger als über 17.000 Ausgaben in mehr als sechzig Sprachen. Man geht indes wohl nicht fehl in der Annahme, daß es in unseren Tagen nicht mehr allzu viele Leser seine Bücher gibt. Doch darf man sicher der Auffassung sein, daß die Beschäftigung mit ihnen sich noch immer lohnt. Denken wir z. B. an „Das große Gnadenmittel des Gebets“ oder an die „Herrlichkeiten Mariae“. Der hl. Alfons hat eine Botschaft auch an unsere Zeit. Sie vermag deutlich zu werden in dem Wahlspruch der 1732 von Alfons gegründeten Kongregation vom Allerheiligsten Erlöser (Redemptoristen): „Copiosa apud Eum redemptio“ = „Bei ihm ist überreiche Erlösung“. Alfons war Apostel der barmherzigen Erlöserliebe, die er vor allem dem armen und gedrückten Volke verkündete. Eines seiner schönsten Zeugnisse hierfür ist seine Abhandlung über „Die Übung der Liebe zu Jesus Christus“. Er schrieb sie im Alter von 72 Jahren, als er Bischof von Sant'Agata de' Goti war. Während der Arbeit an diesem Buch teilte er einer Ordensfrau mit: „Ich bin zur Zeit daran, ein

Buch über die Liebe zu Jesus Christus zu schreiben, in dem ich viele schöne Dinge über die Liebe Jesu Christi zu uns und unsere Liebe zu ihm sage.“ Seinen Verleger ließ er wissen: „Dies wird meines Erachtens vielleicht das frömmste und nützlichste von all meinen Büchern sein, und ich hoffe, daß es den Lesern gefallen wird.“ Damit sollte er Recht behalten. Die Schrift erreichte mehr als 500 Auflagen in verschiedenen Sprachen.

Zum 250. Jahrestag der Gründung der Redemptoristen hat nun Pater Bernhard Häring eine deutsche Neuauflage des Werkes besorgt. Seine Übersetzung fußt auf der kritischen Ausgabe von 1933. Nach seinen eigenen Angaben in der Einleitung hat Pater Häring den Text aus wohlwogeneren Gründen um ein gutes Drittel gekürzt. Auch hat er bei seiner Übersetzung den Unterschied „zwischen dem neapolitanischen und deutschen Temperament und Sprachgenie“ beachtet und den deutschen Text entsprechend gestaltet. Dabei blieb er darauf bedacht, daß der Gemütsreichtum des hl. Alfons nicht verdeckt wurde.

Im ganzen weist das Buch siebzehn Kapitel auf. Die ersten vier stehen unter dem (von Pater Häring so formulierten) Leitgedanken „Gnade und Anruf der Liebe“. Die folgenden dreizehn zeigen, von Kapitel zu Kapitel fortschreitend, „das wahre Antlitz der Erlösten Liebe“. Als Leitfaden hat der Heilige den Text aus dem Hohen Lied der Liebe in 1. Korinther 13 genommen: „Die Liebe ist langmütig, ist gütig, nicht eifersüchtig; sie prahlt nicht, bläht sich nicht auf, handelt nicht unschicklich, sucht nicht ihren Vorteil; sie läßt sich nicht herausfordern, trägt das Böse nicht nach, freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich mit der Wahrheit; sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand.“

Jedes Kapitel besteht aus zwei Teilen: aus einer längeren Darlegung und aus „Zwiesprache und Gebet“. In allen Ausführungen bezeugt sich die große Vertrautheit des Heiligen mit der Hl. Schrift, mit den Lehrern des christlichen Lebens und der Theologie wie auch die eigene tiefe Erfahrung. Der glühende Marienverehrer vergißt nicht, sich am Ende eines jeden Kapitels vertrauensvoll an die Gottesmutter zu wenden. Alles in allem darf man sagen: Pater Häring hat einen klassischen Text christlicher Frömmigkeit von neuem zugänglich gemacht, der eine wirkliche Hilfe zu dem ist, worauf es im christlichen Leben entscheidend ankommt: „Jesus lieben lernen“.

Alfons von Ligouri: *Jesus lieben lernen*. Herausgegeben von Bernhard Häring. Freiburg im Breisgau 1982: Verlag Herder, 152 S., geb., mit Schutzumschlag, DM 17,80.

E. Monnerjahn

„MARIA – KIRCHE IM URSPRUNG“ IST ein Büchlein, das 1980 im Herder-Verlag erschien. Seine Autoren sind Josef Kardinal Ratzinger und Hans Urs von Balthasar. Man kann der Schrift kaum eine zu große Bedeutung beimessen, obwohl sie nur 80 Seiten umfaßt. Urs von Balthasar, der das Vorwort übernommen hat, stellt fest, daß der Ausgangspunkt aller katholischen Marienverehrung die besondere Beziehung Mariens zu Christus ist. Kardinal Ratzinger – unterdessen Präfekt der Glaubenskongregation an der römischen Kurie – geht dem Zusammenhang von Christus- und Mariengeheimnis nach und meint: „Sie (Maria) hat gleichsam das Persönliche abgegeben, um nur noch ihm zur Verfügung zu sein, und ist gerade darum Person geworden“ (S. 11). Und: „Es ist, so glaube ich, kein Zweifel, daß wir in unserer westlichen, maskulinen Mentalität immer mehr Christus von der Mutter losgelöst haben, ohne zu begreifen, daß Maria als Mutter theologisch und gläubig etwas bedeuten konnte“ (S. 11–12). Aber Ratzinger geht noch weiter, wenn er viele Geister des „Christomonismus“ zeihet: Christus allein und isoliert für sich gesehen, also unter Ausschluß Mariens. Er kritisiert, daß nach dem II. Vatikanum Maria von der Lehre über die Kirche absorbiert worden sei: „Der Typus-Gedanke der Väter ist gründlich mißverstanden, wenn er Maria zur bloßen und damit austauschbaren Exemplifikation theologischer Sachverhalte reduziert . . . Nicht die Person ist in der Theologie auf die Sache zurückzuführen, sondern die Sache auf die Person“ (S. 25). Der Kardinal besteht darauf, daß Maria „Nexus mysteriorum“ ist, d. h. die „innere Verwobenheit der Geheimnisse in ihrem Gegenüber und ihrer Einheit“ (S. 28). „Nexus“ ist Zusammenhalt oder Schnittpunkt, wie P. J. Kenterich es auszudrücken pflegte. Und weiter der Kardinal: „Maria erscheint in ihrem gläubigen Gegenüber zum Anruf Gottes als Darstellung der zur Antwort gerufenen Schöpfung, der Freiheit des Geschöpfes, die sich in der Liebe nicht auflöst, sondern vollendet“ (S. 31). Beiden Autoren geht es darum, Mariens Eigenprägung und -wertigkeit im Gesamtzusammenhang des Heilsorganismus zu sichern und klar-

zustellen. Von Balthasar hebt das so hervor: „Diese (Maria) bleibt eine genau faßbare historische Person, die ein Glied der Kirche war und deshalb mit allen Kirchengliedern zusammen die Antwort auf die Gnade geben und alle in die rechte Art des Jasagens einüben kann“ (S. 63). Und nochmals von Balthasar: „Den lehrhaften Teil unserer Darlegungen beschließend, darf nochmals auf die Einheit verwiesen werden, die im neutestamentlichen Glauben der Sohn und die Mutter bilden“ (S. 62). Und wiederum von Balthasar: „Die Verehrung Mariens ist der sicherste und kürzeste Weg, uns in eine konkrete Nähe zu Christus zu bringen“ (S. 68). Auf die konkrete Nähe zu Christus kommt es an. Mit Nachdruck stellt von Balthasar fest: „Weil Marias Jawort so makellos und vollkommen ist, bildet ihre verehrende Nachahmung auch keinerlei Sonder-Spiritualität. Man muß umgekehrt sagen: keine in der Kirche gutgeheißene Spiritualität kann es sich leisten, an diesem Vorbild christlicher Vollkommenheit vorbei zu Gott finden zu wollen, nicht auch marianisch zu sein. Gibt es doch im ganzen Bereich der Kirche keinen Punkt, an dem die von der Kirche erwartete Glaubensantwort lauterer erklungen und konsequenter gelebt worden wäre. Auch gibt es keine christliche Vervollkommnung, die nicht in dem Akt der uneingeschränkten Bereitschaft läge, wie er im Lauf der Zeiten immer neu beschrieben worden ist, von den Vätern als ‚Leidenschaftslosigkeit‘ (apatheia), vom Mittelalter als ‚Gelassenheit‘ (das heißt Nicht-hängenbleiben an weltlichen Dingen), von Ignatius von Loyola als ‚Indifferenz‘ (das heißt Im-voraus-zufrieden-Sein mit allem, was Gott über uns verfügt). Das alles sind nur Abwandlungen dessen, was im Jawort Marias für alle Christen, ja sogar für alle Menschen immer schon geleistet worden ist“ (S. 73–74). Was wir in Schönstatt Blankovollmacht und Inscriptio nennen, ist wohl Urs von Balthasar unbekannt, trifft aber genau denselben Gedanken.

Zwei prominente Theologen aus dem deutschen Sprachraum haben falsche und abwegige Vorstellungen über Maria und Marienverehrung wieder einmal zurechtgerückt. Dafür kann und soll man ihnen dankbar sein. Nur ist von hier bis zur Praxis noch ein weiter Weg, wenn wir an das allgemeine Leben der Kirche in deutschsprachigen Ländern denken.

Joseph Ratzinger und Hans Urs von Balthasar: Maria – Kirche im Ursprung, Freiburg im Breisgau 1980: Verlag Herder, 88 S., DM 9,80.

B. Schneider

WAS IN DEN LÄNDERN UNTER KOM-
 munistischer Diktatur auf dem Felde des Gei-
 stes vor sich geht, davon ist bei uns nicht allzu
 viel bekannt. Vielerorts herrscht dazu noch die
 Auffassung, vor allem das offizielle, von Staat
 und Partei geförderte Denken sei in einem star-
 ren sterilen Immobilismus befangen, so daß eine
 Auseinandersetzung sich im Grunde nicht loh-
 ne. Ist das wirklich so? Oder sollte man nicht
 besser auch die Szene der offiziellen Philosophie
 in diesen Staaten im Auge behalten und sorgfäl-
 tig beobachten? Der Kommunismus als Herr-
 schaftssystem wie als Denken ist durchaus der
 Geschichte unterworfen und macht Wandlun-
 gen durch, wie sehr seine Repräsentanten auch
 der Meinung sein mögen, mit dem Marxis-
 mus-Leninismus sei Endgültiges gelungen.
 Von dieser Grundansicht ist eine neue zweibän-
 dige Publikation von Herta Schlosser unter dem
 Titel „Wandel in der marxistisch-leninistischen
 Auffassung vom Menschen“ getragen. Die Au-
 torin schenkt seit Jahren ihre besondere Auf-
 merksamkeit der Diskussion um den Menschen
 innerhalb der marxistisch-leninistischen Philo-
 sophie. In ihrer neuesten Arbeit konzentriert sie
 sich auf das marxistisch-leninistische Verständ-
 nis von Person, wie es sich im Zeitraum von
 1961 bis 1980 im Zusammenhang mit dem Be-
 mühen um die Begründung der Menschenrechte
 zu erkennen gibt. Die Anregung zu dieser Fra-
 gestellung kam ihr aus der Beobachtung einer,
 wie sie sagt, bedeutenden Umakzentuierung in
 den Verfassungen der Sowjetunion: „Die
 Rechte des Volkes in der ersten sowjetischen
 Verfassung von 1918 werden zu Grundrechten
 und Grundfreiheiten des Bürgers in der neuen
 Verfassung von 1977 ...“ Und etwas später:
 „Die Aufnahme des Wortes ‚Persönlichkeit‘ in
 die Verfassung von 1977 läßt einen Wandel in
 der marxistischen Menschenrechtsauffassung
 vermuten.“ Von daher ist es ihr Anliegen, aus
 der Argumentation um die Menschenrechte,
 wie sie im kommunistischen Machtbereich ge-
 führt wird, herauszuarbeiten, was im Marxis-
 mus-Leninismus „unter dem Schlüsselbegriff
 Person oder Persönlichkeit verstanden wird“. Wenn
 die Frage nach dem Einzelmenschen im
 Marxismus-Leninismus lange Zeit vernachläs-
 sigt wurde, so ist sie in dem untersuchten Zeit-
 raum nach der Beobachtung der Autorin immer
 mehr ins Zentrum der ideologischen Ausein-
 andersetzung getreten. Wer mit den Vertretern des
 Marxismus-Leninismus ein Gespräch beginnen
 will, muß diese Diskussion und ihre Ergebnisse
 zur Kenntnis genommen haben.

Für ihre Analyse hat die Autorin eine Fülle von
 Material herangezogen, in der Hauptsache
 deutschsprachige Literatur einschließlich der
 Übersetzungen aus dem Russischen, gelegent-
 lich auch russische Originaltexte. Das Ergebnis,
 das sie durch ihre Untersuchungen zutage ge-
 fördert hat, ist einigermaßen erregend. Sie ist
 der Meinung, daß „durch die immensen theore-
 tischen und praktischen Anstrengungen der
 marxistisch-leninistischen Weltbewegung of-
 fenbar wird, wie – ungeachtet aller unterschied-
 lichen Ausgangspositionen – die Forschung an
 etwas stößt, was von den Vertretern des Mar-
 xismus-Leninismus als das ‚Allgemeinmensch-
 liche‘ geleugnet, wider Willen aber bewiesen
 wird.“ Ob die Denker des Marxismus-Leni-
 nismus es beabsichtigt haben oder nicht: „Die
 von marxistisch-leninistischen Wissenschaft-
 lern bereits erzielten persönlichkeits-theoreti-
 schen Forschungsergebnisse sprengen den von
 der Theorie des Marxismus-Leninismus abge-
 steckten Rahmen.“ Die untersuchte Entwick-
 lungsperiode der letzten zwanzig Jahre weist
 eine heimliche Konvergenz auf: „Die neuen
 Aspekte, die in den von den marxistisch-lenini-
 stischen Wissenschaftlern bereits erzielten Er-
 gebnissen sichtbar werden, dürften deutlich
 machen, daß sich die marxistische Persönlich-
 keitstheorie nunmehr zumindest in ihrer Ten-
 denz Grundzügen der klassischen Lehre von der
 Person nähert.“ Wenn dieses Resümee sich als
 zutreffend erweisen und die erwähnte Tendenz
 sich fortsetzen sollte, dann bedeutet dies, daß
 im Denken des Marxismus-Leninismus eine
 Entwicklung im Gange ist, die höchste Auf-
 merksamkeit verdient.

In einer weiteren Publikation, die von der Au-
 torin geplant ist, soll diese These im einzelnen vor
 allem durch einen Vergleich der marxistischen
 Theorie der Persönlichkeit, „soweit sie in Bau-
 steinen vorhanden ist“, „mit der weiterentwik-
 kelten klassischen Lehre von der Person“ aus-
 gebaut und erhärtet werden.

Herta Schlosser: Wandel in der marxistisch-leninistischen Auffassung vom Menschen. Zur Entwicklung der Persönlichkeitstheorie. Zwei Bände. Erster Band: Entwicklung bis 1971, 292 S., kt., DM 68,00. Zweiter Band: Entwicklung von 1972 bis 1980, 476 S., kt., DM 58,00. Verlag Anton Hain, Meisenheim.

Peter Dehrt

HOIMAR VON DITFURTH, DER BE-
 kannte Fernsehprofessor, ließ in den vergangenen
 Jahren eine Reihe von Büchern erscheinen, die

bereits mit ihrem Titel die Aufmerksamkeit eines wachen Christen auf sich ziehen mußten. Die gemeinten Titel hießen zum Beispiel: „Kinder des Weltalls“, „Im Anfang war der Wasserstoff“, „Der Geist fiel nicht vom Himmel“. Vielleicht lag die Absicht, die ein wacher Christ in diesen Büchertiteln, er mochte wollen oder nicht, erkennen mußte, dem Autor völlig fern. Aber ist es wirklich ganz abwegig, auf den Gedanken zu kommen, es könnte hier bewußt – und sehr geschickt – eine Gegenbotschaft zur Botschaft der Bibel formuliert worden sein? Sagt die Bibel, daß wir Menschen Kinder Gottes sind, so wird uns hier suggeriert, daß wir nicht soviel Aufhebens von uns machen sollen. Wir sind nicht mehr als eben „Kinder des Weltalls“. Heißt es im ersten Vers des Johannes-Evangeliums: „Im Anfang war das Wort“, so klingt uns hier entgegen: „Im Anfang war der Stoff“, und zwar „der Wasserstoff“. Berichtet die Apostelgeschichte, daß am Pfingstfest in Jerusalem „vom Himmel her ein gewaltiges Brausen“ entstand und „alle vom Heiligen Geist erfüllt“ wurden, so werden wir hier belehrt: „Der Geist fiel nicht vom Himmel“.

Der gleiche Autor hat nun einem weiteren Buch aus seiner Feder den Titel gegeben: „Wir sind nicht nur von dieser Welt“. Hat er damit, wie es scheinen könnte, eine Kehrtwendung vollzogen und sich, wenigstens partiell, auf den Boden des christlichen Weltbildes gestellt? Sind wir doch nicht nur „Kinder des Weltalls“? Ist der Mensch ein transzendentes Wesen? Durchaus nicht. Zwar ist in dem Buch vom „Jenseits“ die Rede, von Transzendenz oder Transendenzen. Bei dieser „Transzendenz“ aber handelt es sich um eine innerweltliche Dimension. Der Autor bezeichnet mit „Jenseits“ oder „Transzendenz“ einfach das, was die Evolution noch nicht hervorgebracht bzw. der Mensch in der riesigen

evolutiven Welt noch nicht erkannt hat. Seine „Transzendenz“ übersteigt also nicht die materielle Welt, sondern ist ein Teil von ihr, den wir noch nicht erkundet haben, aber fortschreitend auskundschaften werden.

Was ergibt sich bei einem solchen Verständnis von Transzendenz für den Menschen? Was will da der Buchtitel „Wir sind nicht nur von dieser Welt“ besagen? Keineswegs ist damit etwa gemeint, daß der Mensch schon von seiner Entstehung her auf eine andere Welt verweist, auf das Jenseits als Ewigkeit Gottes. Vielmehr: Wie die heutige Welt, in der wir leben, mit ihrer Zivilisation, sich ständig verändernd weiterentwickelt, so auch der heutige Mensch. Er wird sich so weiterentwickeln, daß der Mensch einer künftigen Entwicklungsstufe sich zum Menschen von heute, zu uns, so verhält wie wir zum Neanderthaler. Daraus geht hervor, daß man den Menschen, wie er heute existiert, mitnichten als „Krone der Schöpfung“ betrachten kann. – Eine andere, noch gravierendere Folgerung aus dieser Sicht lautet: Jesus Christus ist nicht, wie christliche Philosophen und Theologen bisher gesagt haben, „der absolute Mensch“. Seine Bedeutung verbleibt im Kontext einer begrenzten Epoche. Auch seiner Lehre kann daher kein Absolutheitscharakter, keine überzeitliche Allgemeingültigkeit zukommen.

Man sieht: Auch wenn der jüngste Buchtitel des Autors auf Christliches zu deuten scheint, man darf sich nicht verwirren lassen. Auch mit dieser Veröffentlichung hat Hoimar von Ditfurth keine Lanze für das Christentum gebrochen.

Hoimar von Ditfurth: Wir sind nicht nur von dieser Welt. Naturwissenschaft, Religion und die Zukunft des Menschen, Hamburg 1981: Verlag Hoffmann und Campe, 340 S., DM 36,00.

Peter Dehrt